OMNIBUS.
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
enthält außer zwei spannenden
Romanen
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
Novelletten,
Humoresken, Satyren
Gedichte,
Vermischtes, Miscellen rc.
—0—
Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil, für jedesmalige Insertion **$1.00**
Ein Square per Jahr ....
...............**$20.00**
—0—
Nach Deutschland
versenden wir den Omnibus, wobei wir die ganze Frankirung besorgen:
1 Jahr $5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.25
Einzelne Nummern —.10
—0—
Wer seinen Freunden oder Verwandten in Europa ein stets willkommenes Geschenk machen und sich in freundlichem Andenken bei ihnen erhalten will, wende die genannte geringe Summe daran, und sende ihnen den Omnibus.
—0—
Man adressire gefälligst:
W. Krippenstapel,
Louisville, Ky.

Jahrgang 5. Nummer 18.

OMNIBUS.



Der Unterhaltung, dem Witz und Humor gewidmet.

Louisville, Ky., Sonntag, den 30. April 1871.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unser Spezial-Cabel.)

Berlin, 23. April. Gestern hatte der Fürst Bismarck, geboren in Frankreich, aber ächt deutscher Abstammung, seinen ersten Geburtstag. Das kleine Kind ist sehr groß, hat schon drei Haare und noch mehr auf den Zähnen und zeigt ein seltenes Fassungsvermögen. Es kam in Uniform zur Welt, deren Bürger es wird, und war schon vorher sehr gewiegt. Seine Amme ist nicht die Gewohnheit. Getauft ist es mit allen Wassern. Gehen wird es noch lange nicht können, sondern dableiben.

Chislehurst, 23. April. Sie möchte ihre Hände in Unschuld waschen, aber sie wäscht sie wie Lady Macbeth, und ihr Gemahl sprang heut voll Entsetzen von der Tafel auf, weil an derselben sich plötzlich der Geist des gemordeten Frankreichs mit blutendem, schmerzvollem Haupte zeigte.

Paris, 23. April. Die regierende Partei der Arbeiter erklärt heut in einem Manifeste nur diejenigen als aufrichtig republikanische Arbeiter, welche nicht arbeiten.

Washington, 23. April. Die Staatsschuld und die Steuerlast sind und werden ferner bedeutend vermindert. Immer noch keine hohe Bildung u. keine hohe Weisheit in Amerika!

Kiel, 22. April. Am 28. v. M. traf hier in Corvette „Augusta" mit einer französischen Prise ein. Letztere ist heut an Frankreich mit der Flagge „Helf Gott!" zurückgeschickt.

Paris, 24. April. Die aus London hier eingetroffenen 4000 Spitzbuben sind bis jetzt noch nicht in die Commune eingetreten.

Ein Toast auf Bismarck.

Folgende „geknittelte", dennoch schlagende Verse wurden von einem Mitgliede einer Kannegießer-Gesellschaft zu Zwickau gelegentlich der Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms, als Trinkspruch auf den deutschen Reichskanzler ausgebracht:

Wir saßen hier so friedlich,
Er hat für uns studirt;
Wir tranken unermüdlich,
Und er hat depeschirt;
Wir haben brav gesungen
Und angezapft das Faß,
Derweil er uns errungen
Lothringen und Elsaß;
Wir trieben Politike
Und wußten einen Quark;
Er wußt' es, uns zum Glücke,
Hoch lebe Fürst Bismarck!

Selbstbekenntniß. Eine Dame, die im Wuchs dem Aesop glich, nahm eine ihrer Freundinnen bei Seite, und sagte ihr: „Ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich nicht gar zu gut gewachsen bin."

Aber warum spielten Sie gestern so fürchterlich eigensinnig und brachen mitten im Spielen ab?" sagte einst eine Dame zu Schubert, auf die er sehr viel hielt.—Die Antwort war: „Ich sah Haubenstöcke und Glasaugen um mich, statt Menschengesichter, und Sie haben mich ja das Alles schon weit besser vortragen hören."—Denn die zarteste Behutsamkeit mußte angewendet werden, wenn man ihn das Clavier spielen, singen, oder declamiren hören wollte, und selbst dann brach er plötzlich ab, wenn das mindeste Geräusch entstand, oder wenn er kein Gesicht fand, auf dem er ausruhen und den Effect dessen, was er vortrug, erkennen konnte. „Der Conventionsfuß", pflegte er zu sagen, „ist bloß für die Alltagsmenschen—Sonntagskinder zeichnen sich selbst die Bahn!"



Fritze: Sag, Johann, wirste ooch mit die Harugaris am Montag zum Friedensfest ausrücken?

Johann: Ick weeß noch nich, ick kenne nich die Jeheimnisse von dem Orden: Wat glauben denn eejentlich die Harujaris?

Fritze: Dat weeste nich? Die jlauben, dat wenn man sich draußen jut unnerhalten kann, man een Rhinoceros is, wenn man zu Hause sich langweilt.

Johann: Hurrjeh, da bin ick janz Harujari, da jeh ick mit.

Fritze: Ick jloobe, wenn Louis un seine Handlanger besser dadruf jehört hätten, wat der franzäsische Militärbevollmächtigte in Berlin in seinen Bericht jesagt hat, der Krieg wäre noch lange nicht zu Ende.

Johann: Det is eben dat Unglück for die Franzosen, dat se nischt hören un sich ooch nischt sagen lassen wollen.—Weeste übrigens, wat noch uffallend bei die Jeschichte is?

Fritze: Na, un wat?

Johann: Dat der eenzige vernünftige Mensch in janz Frankreich een Stoffel war!

Mißverständnisse.

Baron: „Johann, bring das schnell zum Herrn Commerzienrath; das Billet gibst Du mit einer Empfehlung von mir ab und was Du mit dem Wein zu thun hast, wirst Du wohl selbst wissen."

(Andern Tags.) „Nun, das Billet gestern besorgt?"

Johann: „Ja wohl, Herr."

Baron: „Und der Wein?"

Johann: „Den hab ich schon getrunken."

Beichtl: „Denk Dir nur, Michel, jetzt woll'n die Steppfelder Bauern dem Pfarrer den Zehnten net zahlen."

Michl: „Na, er kann ja warten bis zum fünfzehnten!"

Gast: „Frau Wirthin, bringen Sie mir mal einen Rettig!"

Wirthin: „Was? — Rettig? — Dös han mer net."

Gast: „Was—keine Radi habt's?"

Wirthin: „Ja so — Radi — ja Radi, de han mer grad g'nug."

Schauspieldirektor: „Nun, Herr Bürgermeister, das gestrige Stück hat Sie also amüsirt? — Wir haben da noch weit schönere Stücke! — — A propos, kennen Sie den Barbier von Sevilla?"

Bürgermeister: „Nein, den kenn' ich nicht, ich rasire mich selbst."

Armer Bursche! Ein melancholischer Geliebter schildert die Trennung von seiner Dulcinea in folgenden treffenden Worten:

„Ihre letzten Worte fielen wie schwere Felsenstücke in den tiefen Ocean meines Kummers, und sprützte das salzige Naß in meine Augen."

Ein Wasserscheuer. Fremder: Entschuldigen Sie die Frage mein Herr, ist das Wasser hier in Hamburg gut.

Hamburger: Dat weet ick nich, Water nehm' ick min Dog nich in's Mund.

Nur die rechtschaffenen Frauen wagen nachsichtig zu sein gegen die, welche es nicht sind.

Komische Anzeigen.

— Bei Gelegenheit der Rückkehr der Landwehr vom Kriegsschauplatz hatte auch die Stadt Halle a. S. festliches Gewand angelegt, geflaggt und illuminirt. Gleich das erste Haus der Leipzigerstraße (eine der Hauptstraßen des Ortes) trug folgende, durch den Patriotismus geheiligte Transparent-Inschrift:

„Nun soll der Dank Euch werden
„Des Volkes, das Ihr beschützt,
„Drum jeder von Euch Braven
„Sei zehntausend Mal gegrüßt!"

— Das Correspondenzblatt Nr. 10 (1871) enthält folgende Anfrage:

Maschinenmeister Ihring!

Warum hast Du von Danzig so schnell die Flucht ergriffen, ohne von Deinen lieben Freunden, als: der Wirth „Zur Heimath", die zwei Logiswirthe, der Mittagswirth, das Mädchen, welches die neuen Filze für die Maschine genäht, der „Münchener Bock-Wirth" der „Gambrinus Wirth", Hr. Cyroneith, Hr. Art, Hr. Rilly, der Unterzeichnete und der Maschinendreher Heinrich rc., Abschied genommen zu haben?! Geschah dies vielleicht aus Rücksicht der vielen Händedrücke, welche Du erhalten haben würdest?

B. Bertholo.

— Aus der Volksztg. vom 2. März 1871:

Bitte zu beachten!

Eine junge fünfjährige, schwarzbraune, gut zugerittene Stute, für Militär passend, ist zu verleihen und zum Verkauf, Blumenstr. 42, Hof 3 Treppen; bei Wittwe Amalie Schiffner zu besehen.

— Aus dem Berl. Int.-Bl., vom März 1871.

„Eine mahagoni Wirthschaft mit Federboden ist billig zu verkaufen, Wilhelmstr. 8."

— Aus dem Berl. Int.-Bl., vom März 1871.

„Einen schönen guten Handwagen habe ich wegen Todes meines Mannes zu verkaufen, und muß ich denselben verkaufen, weil mir das Geld fehlt, um die Kosten des Begräbnisses meines lieben Mannes zu decken. Außerdem läßt mein Mann fünf Kinder.

Wittwe E. J. geb. Fl."

— An einem Schaufenster in der Potsdamerstr. 36 in Berlin befindet sich folgende Aufschrift:

Lederhandlung.
Lederartikel für Fußbekleidungs-Artikel und Leder.

Ein Schornsteinfeger und ein Müller saßen in Berlin beim Glase Bier und politisirten. Nach und nach wurde die Unterhaltung lebhafter, die Köpfe erhitzten sich und es entspann sich ein Streit. Was der Gegenstand ihrer Politik war, hat die Weltgeschichte nicht aufbewahrt, nur so viel erfährt man, daß die Meinungen sich nicht vereinigen konnten und daß beide Männer auch körperlich in Conflict geriethen und eine heftige Prügelei entstand. Durch Intervention einer dritten Macht wurden die Kämpfenden endlich zu einem Waffenstillstand genöthigt. Beide waren in ihrem Werkeltagscostüm, welches noch mehr als Spuren ihrer Berufsgeschäfte an sich trug, angethan, und so war es denn gekommen, daß sie in dem Ringen sich ausführliche Mittheilungen gemacht hatten, der Müller dem Schornsteinfeger Weiß auf Schwarz, dieser Jenem Schwarz auf Weiß, so daß Beide weiß und schwarz gestreift erschienen. Diesem Anblicke konnten ihre patriotischen Herzen nicht widerstehen, sie umarmten sich schweigend, von ihrer Rührung überwältigt, und sangen endlich einstimmig das Preußenlied: „Ich bin ein Preuße, kennst Du meine Farben."

Prinzessin und Choristin.

Wie ein deutscher Prinz sein Weib und seine Kinder behandelt.

Noblesse oblige

Der Berliner „Kladderadatsch" bringt folgendes „Schauspiel":

Die moderne Fürstin.
Kein Seitenstück zu: „Eine moderne Million."

Erster Act: Fremdenloge.

Fürst Don Juan. Niedliche Chorpflanze, da vorn—rechts.

Fürst Leporello. Kleine Stengelberg! Wird von Prinz Zips ausgehalten.

Fürst Almaviva. Hält's aber nicht mehr lange aus; ruinirt ihn.

Fürst Leporello. Kostet ihn jährlich über zweihundert Thaler.

Fürst Don Juan. Muß Mädchen besitzen und wenn mich dreihundert kosten soll!

Zweiter Act: Hinter den Coulissen.

Fürst Don Juan (mit einem Stück Apfeltorte). Wo wohnen?

Stengelberg (kuchenlüstern). Der Weg zu meinem—Zimmer geht nur durch die Kirche.

Fürst Don Juan. Alter Scherz von Eugenie! Werde aber heirathen — weil billiger.

Theaterdirektor. Da muß die Kunst in Verfall gerathen! Kaum hat man eine Choristin mit erträglicher Larve, so geht sie durch — lauchtig!

Dritter Act: Fünf Jahre später, in der Mansarde.

(Die moderne Fürstin, welche nur noch von ihrem Standesbewußtsein lebt, flickt die Hemden ihrer Kinder. Prinz und Prinzessin laufen indeß nackt herum.)

Schutzmann (tritt ein). Sie sind die Stengelberg'n? Marsch, nach dem Molkenmarkt.

Fürstin. Ich bin die Fürstin... Hier mein Trauschein. (Zeigt ihn.)

Schutzmann. Das also ist eine Fürsten — Wirthschaft? O Bismarck, wärst du doch lieber Graf geblieben!

(Vorhang—fehlt.)

Unsere Leser werden dieses „Schauspiel" erst dann völlig verstehen, wenn sie wissen, daß, wie die Berliner „Volkszeitung" erzählt, die dem Prinzen Friedrich Wittgenstein vor einigen Jahren angetraute Tänzerin Lilienthal bei ihrer vor einigen Tagen erfolgten Ankunft in Berlin folgende Abenteuer erlebt hat. Kaum war die Dame in ihrer Wohnung angekommen, als der Kammerdiener ihres Mannes in Begleitung eines Schutzmannes erschien, und sie aufforderte, die Wohnung zu verlassen. Nach Einsicht des Trauscheins zog sich der Mann des Gesetzes selbstverständlich zurück. Bald darauf stellte sich ein hiesiger Geschäftsmann ein, angeblich ein Geschäftsfreund des Prinzen. Der Mann drang in Begleitung mehrerer Dienstmänner und anderer gedungener Leute in die Wohnung ein und vertrieb die Dame nebst ihren beiden Kindern (im Alter von 3, resp. 2. Jahren) nicht ohne thätliche Mißhandlungen. Die Dame wurde sofort von ihren hier wohnhaften Eltern in Pflege genommen, die übrigens, wie es heißt, schon seit geraumer Zeit für den Lebensunterhalt der Mutter und beider Kinder Sorge tragen. —Dieser edle Prinz sollte nicht versäumen, hierher zu kommen, es würde sich für ihn wohl noch ein Plätzchen auf der „Insel" finden.

Schrecken. Im Begriff, eine Prise Tabak zu nehmen, erschrack kürzlich ein Mann so sehr, daß er die Nase nicht finden konnte, und den Schnupftabak in die Westentasche schob.

Praktische Vorschläge,

den Bürgerkrieg in Frankreich zu beendigen, der Welt den ewigen Frieden zu geben, und, was eigentlich die Hauptsache ist, uns zu unsern fünf Milliarden zu verhelfen.

Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie verzehrt oder zerstört, ist das einzige Mittel, dem traurigen Zustand in Frankreich ein Ende zu machen. Dem Müßigang, den die Belagerung von Paris erzeugt hat, und der aller Laster Anfang war, muß unter allen Umständen gesteuert werden. Womit aber beschäftigt man die aufgeregten Massen? Oder vielmehr, welcher Thätigkeit werden sich 50,000 Proletarier, mit Chasseepotgewehren, Kanonen und Mitrailleusen bewaffnet, freiwillig hingeben? Nur einer: Geld nehmen, Geld ausgeben. Man ändere also schleunigst die betreffenden Paragraphen der Friedenspräliminarien und verlange die Auszahlung der Kriegskosten in Kupfer—in Sousstücken.

Es ist berechnet worden und zwar von dem zuverlässigsten Arithmetiker, der gegenwärtig auf der Erde athmet, daß wenn ein Jude in dem Augenblick, da Jesus Christus in der Krippe zu Bethlehem das Licht der Welt erblickte, angefangen hätte, Sousstücke zu zählen, zu häufeln, einzudüten, einzubeuteln, zu siegeln und vom Bankcomptoir nach der Eisenbahn zu bringen, und dieses Geschäft 1870 Jahre und drei Monate fortgesetzt hätte, täglich, mit Ausnahme der Sonn-, Feier- und Illuminationstage, er bis heute die Auszahlung von nicht mehr als 665,000,000 Sous zu Stande gebracht haben würden, vorausgesetzt natürlich, daß die christliche Religion nicht reussirt und die spanische Inquisition und andere Ketzerverfolgungs-Institute dem Juden das Geld nicht inzwischen noch abgejagt hätten.

Nehmen wir nun an, und wir sind leider gezwungen, jetzt Alles anzunehmen, daß ein Sousstück ein Gewicht von 25 Grammen hat, so werden 5 Milliarden Sous das Gewicht von 25 Millionen Kilogrammen oder 50 Millionen Zollpfunden, oder 500,000 Zollcentnern haben. Um diese von Paris bis nach der Bank in der Jägerstraße, oder, um einen kürzeren Weg zu wählen, nach der Leipzigerstraße 39, in das Bureau des Kladderadatsch zu schaffen, würden 17,131 Eisenbahnzüge, von denen jeder 463 Waggons führte, nöthig sein, und könnten wir, um das Geld in die Keller zu bringen, 412,000 französische Gefangene noch 23 Jahre 4 Monate und 17 Tage beschäftigen, was gewiß auch ein feiner diplomatischer Schachzug wäre.

Nach dieser Berechnung würden nicht nur die 50,000 bewaffneten Socialisten, nein, sämmtliche Einwohner Frankreichs 2000 Jahre zu zählen haben—Thiers und Jules Favre mit inbegriffen, obwohl dieselben nicht mehr mitzählen—bis die fünf Milliarden getilgt wären, und Frankreich hätte weder Schulzwang noch allgemeine Wehrpflicht nöthig, deren Einführung uns jedenfalls nachtheiliger werden und empfindlichere Verluste bereiten könnte, als die Anschaffung der nöthigen Geldsäcke, zu der wir uns—mögen Bismarck und Moltke auch noch so sehr dagegen opponiren—bereit erklären müssen.

(Die moderne Fürstin, welche nur noch von ihrem Standesbewußtsein lebt, flickt die Hemden ihrer Kinder. Prinz und Prinzessin laufen indeß nackt herum.)

Schutzmann (tritt ein). Sie sind die Stengelberg'n? Marsch, nach dem Molkenmarkt!

Fürstin. Ich bin die Fürstin...... Hier mein Trauschein. (Zeigt ihn.)

Schutzmann. Das also ist eine Fürsten—wirthschaft! O Bismarck, wärst du doch lieber Graf geblieben! (Vorhang—fehlt!)

Aus einem deutschen Irrenhau'e.

Im vorigen Winter, als ich nach längerer Abwesenheit wieder einmal in die traurige Stadt zurückgekehrt war, hatte ich die Gewohnheit angenommen, oft des Abends einen Gang in das Irrenhaus hinauf zu machen, wo mein Freund als Arzt funktionirte.

In der Stadt selbst beinahe auf mich angewiesen und die meisten früheren Bekannten vermeidend, liebte ich es, von Zeit zu Zeit einen Menschen zu sehen, der mir gewogen schien und dessen Unterhaltung in mancher Beziehung für mich lehrreich war. Der Ort, den er bewohnte, hatte übrigens auch sein Interesse, das, nachdem die ersten Eindrücke der Scheu in mir sich verwischt hatten, immer stärker in mir Raum griff.

Wenn ich die langen Corridore durchschritten hatte und endlich an das Zimmer kam, dem mein Besuch galt, fand ich den Freund regelmäßig bei einer umschatteten Lampe, die alles übrige, den Studirtisch ausgenommen, dunkel ließ, sitzend und lesend. Meist hatte er die Bücher und Papiere des Hauses vor sich und studirte sie eifrig. Er schien nie auszugehen, nie außerhalb dieser so traurigen Räume etwas Erheiterung zu suchen. Sah man übrigens sein bleiches Gesicht, mit dem mühsamen schwermüthigen Lächeln, genauer an, so hätte man befürchten können, daß dieser edle Mann, der sichs zur Lebensaufgabe gemacht hatte, für die Vernunft der Leute zu arbeiten, selbst mit tief verhaltenen Schmerzen zu kämpfen habe, die vielleicht auch eines Arztes bedurft hätten.

Diesmal fand ich den Freund im Gespräche mit einem Manne in der Tracht des Hauses, den er eindringlich zu trösten und zu beruhigen suchte. Es war ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, aus seiner Art und Sprache zu schließen, ein Tagelöhner, der mit gefalteten Händen und thränenden Augen ihn beschwor, die Todesstrafe, die über ihn verhängt sei, nicht länger zu verschieben.

Ich will keine Begnadigung, sagte der Arme, ich könnte sie nicht ertragen, sie würde mich erdrücken. Schenken Sie mir bald den Tod, daß ich den Mord meiner beiden Kinder büße und sühne!

Freundlich ergriff der Doctor die Hand des Kranken, fühlte dessen Puls und legte dann seine Hand auf dessen heiße Stirn.

Wieder Fieber—starkes Fieber! Wieder eine Exacerbation! murmelte er.

Dann begann er wieder mit leiser eindringlicher Stimme dem Kranken zuzusprechen, der tief aufseufzend allgemach in seinen Klagen verstummte und langsam hinausging. Da bemerkte ich, daß er ein wenig hinke.

Es giebt doch, sagte der Doctor, als wir wieder allein waren, manches eigenthümliche Schicksal in diesem Hause, manches Leben, das verdiente, beschrieben und geschildert und der Welt da draußen erzählt zu werden! Selbst dieser Unglückliche! Er hat freilich nur seine kurze, einfache Geschichte!—Die Geschichte eines Landtaglöhners. Aber—sie rührt mich! Wollen Sie sie hören?

Ich antwortete, daß mich der junge Mann in seinen Gemüthsleiden mächtig ergriffen habe und bat den Freund zu erzählen.

Er begann:

Der lahme Jacob, den sie da gesehen haben, ist ein Tagelöhner vom Lande. Er bewohnte ein Häuschen in der ärmsten und traurigsten Gegend unseres Landes. Ein uneheliches Kind, hatte er seinen Vater nie gekannt, aber seine Großeltern von mütterlicher Seite hatten ihn zu sich genommen und erzogen ihn kümmerlich unter mancher Mißhandlung.

Beten hatte ihn die Großmutter gelehrt, das Lesen wurde ihm von einem Winkelschullehrer mangelhaft beigebracht. Kaum acht Jahre alt, kam er als Hüterknabe in Dienst und leistete diesen, bis er ganz herangewachsen war, in den umliegenden Ortschaften.

Als er endlich bei einem Brauer als Knecht eintrat, verliebte er sich in seine jetzige Frau, die dort als Magd im Dienste stand. Die Magd, älter als er, hatte sich zweihundert Gulden erspart. Jacob gefiel ihr, doch mußten sie lange auf die Heirathsbewilligung warten.

Endlich kam die Bewilligung, das Paar wurde getraut, der lahme Jacob kaufte sich sein Häuschen an der Chaussee, nahm seine Großeltern zu sich und lebte als Tagelöhner, indeß seine Frau, so gut es angehen wollte, durch Weben und Garnverkauf den kleinen Haushalt zu unterstützen und zu heben suchte.

Das Liebste auf der Welt waren dem Jacob, der sehr still und eingezogen lebte, seine beiden Kinder. Es waren—er erzählt es noch heute—zwei Mädchen mit rosigen Wangen und Lippen wie Kirschen. Wenn er Abends von der Arbeit heim kam, war ihm nichts so süß als beide Mädchen einander gegenüber auf seine Knie zu setzen, sie zu schaukeln und in ihrem Haare zu spielen. Um dieser Kinderliebe wegen liebte ihn seine Fran noch einmal so sehr und vergaß, daß er der „Lahme" war.

Indessen brachen schwere Wolken über das Haupt Jacobs herein. Ein Winter kam, ein langer, harter Winter, in dem ihm alle Arbeit ausblieb, und mitten in diesem harten, schrecklichen Winter wurde seinem Weibe alles Garn vom Boden gestohlen. Man kam nicht auf die Spur des Diebes und der Verlust war für die Familie, die eben alle ihre Hoffnungen auf den Verkauf des Garnes gesetzt hatte, beinahe nicht wieder zu ersetzen.

Von dieser Zeit an bemerkte das Weib eine tiefe Veränderung im Gemüthe ihres Mannes, Jacob war wohl nie heiter wie andere Burschen gewesen. Daran mochte wohl seine Geburt, die Mißhandlungen, die er früh erlitten, und seine Armuth schuld gewesen sein, jetzt aber ging er immer düster und nachdenklich einher und sein Weib erhielt den Tag über kaum ein Wort von ihm. Immer noch zog er die Kinder an sich, tändelte mit ihnen, küßte sie—aber immer kamen ihm dabei Thränen in die Augen und wenn er sie am innigsten geherzt, pflegte er sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und in eine finstere Ecke des Zimmers oder aus dem Hause zu entfliehen.

Der lahme Jacob war nämlich schwermüthig und hatte in seiner schon umdüsterten Seele den Entschluß gefaßt: seine Kinder, seine beiden Lieblinge, umzubringen, um sie der Noth zu entziehen.

Mit Eifer und Ungestüm suchte er um Arbeit umher und brachte jeden Pfennig heim; dann rechnete er wieder lange und lange.

Die Frau, bekümmert, sprach zu ihm, munterte ihn auf, meinte, es würde noch Alles gut gehen; er aber erwiederte immer: „Und der Winter?—Es bleibt nichts übrig, ihr werdet noch betteln gehen müssen, ihr Armen!" rief er den beiden Kindern zu und weinte dann leise.

Daß er heiterer werde, hieß ihn die Frau selbst an manchem Sonntags-Nachmittag ins Wirthshaus gehen. Er folgte, trank wohl ein Glas Bier, setzte sich auf ein Stündchen zu dem Kartenspielen, blieb aber immer derselbe traurige Gast. Oft hörte man ihn seufzen: „Ach, es giebt keinen Himmel und keine Hölle! Stirbt ein Mensch, so ist's, als wäre ein Baum gefällt!„

Der Herbst kam heran, und der lahme Jacob ward immer düsterer und schweigsamer. Was er in der Seele trug, welchen grausenhaften Vorsatz—das ahnte Niemand, aber Jeder konnte erkennen, daß es ihm wie ein Stein auf der Brust lag. Eines Abends ging er, um Arbeit zu suchen, in ein benachbartes Städtchen. Es sollte eine steinerne Brücke über ein Flüßchen gebaut werden. Die Mütze in der Hand wandte sich der Mann an den dirigirenden Maurermeister. Dieser aber rieth ihm, noch ehe er seine Bitte vorgebracht, barsch und demüthigend zu:

Wir haben gesunde Arbeiter genug und brauchen keine Krüppel!

Da war wieder eine Hoffnung hin, mit der sich der Unglückliche lange getragen! Bei strömenden Regen kehrte er heim, dem Wind und Regen entgegenschreitend und rief ein um das andere Mal:

Nun ist Alles vorbei!

Als Jacob in sein Haus eintrat, saß seine Frau schon mit den Großeltern und den Kindern um die Schüssel dampfenden Brei's.

Nun, hast du Arbeit gefunden? fragte die Frau theilnehmend.

Man braucht keine Krüppel! erwiederte Jacob und setzte sich düster.

Iß! Iß! es wird sich schon morgen etwas finden, und schob ihn den Löffel zu. Er aber ließ den Kopf in die Hände fallen und sagte:

Gieb's den Kindern!

Und nachdem die Kleinen gegessen und ihr Nachtgebet hergesagt hatten, küßte er sie innig und blieb in seinem geheimnißvollen Schweigen sitzen.

Da dachte er, daß es seinen Kindern eben so schlecht ergehen würde wie ihm, und daß es eigentlich schlecht von ihm sei, sie solcher Zukunft preiszugeben. Würden sie es nicht besser im Himmel haben, dem Zufluchtsort aller unschuldig Leidenden?

In der Nacht, die nun folgte, faßte Jacob den Vorsatz, die That zu thun, seine beiden unschuldigen Kleinen von allen Leiden zu erlösen.

Heftige Angst überkam ihn, das bezeugte seine Unruhe, seine tiefaufgeholten Seufzer und oft ein schmerzliches Wimmern, dann sank er beim grauenden Morgen in einen tiefen, tiefen Schlaf.

Als es hell ward, stand die Frau auf, das Frühstück zu bereiten. Jacob rührte es nicht an. Dann machte sich das Weib bereit, Erdäpfel auszugraben, bat den Mann sich nochmals nach Arbeit umzusehen, und ahnungslos verließ sie das Haus.

Jacob, allein mit den Kindern, die auf der Truhe spielten, glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, die That auszuführen. Er trug die Mädchen beide ins Bette, zerriß ein Tuch, das er von der Erde aufgriff—und erdrosselte beide!

Als es geschehen—und er beide regungslos vor sich sah, taumelte er auf und stieß einen Schmerzensschrei aus. Er hörte Jemand der Hütte sich nähern. Da packte ihn Angst und er eilte hinaus. Es war die Großmutter, an der er scheu vorüberschoß.

Wo gehst du hin? fragte sie, er aber jagte ohne zu antworten vorbei.

Die Glocken läuteten eben mit hellem Klange Mittag, als Jacob die benachbarte Stadt erreichte. Es war Wochenmarkt, aus den Wirthshäusern tönte Lärm und Gesang, die Gassen standen voll Menschen und befrachteter Wagen. Jacob drängte sich durch und suchte den Weg aufs Amt, wo er seine That anzeigen wollte. Aber die Bureau's waren geschlossen, die Beamten nach Hause gegangen. Jacob setzte sich auf die Treppe und wartete.

Indeß lief der versoffene Amtsdiener von Ort zu Ort und suchte den lahmen Jacob. Dort, wo er war, suchte ihn Keiner. Leute gingen vorüber, sahen ihn auf der Treppe sitzen und weinen und fragten ihn, was ihm geschehen. Er gab keine Antwort. Erst als die Beamten kamen, stand er auf, trat ein und gab Alles zu Protokoll. Er ward festgenommen und ins Gefängniß gebracht.

Indessen hatte sich in der Hütte des lahmen Jacob gar Unerwartetes begeben. Die alte Großmutter war eingetreten und hatte die beiden Kleinen ohne Lebenszeichen in dem Bette gefunden. Sie schreit—die Mutter kommt, wirft sich trostlos und verzweifelnd über die Leichen—aber sieh! streift nicht noch ein leiser Athem des älteren Mädchens ihre Wangen? Sie legt ihr Ohr an ihr Herz, nein, es ist keine Täuschung—es klopft! noch ist das Leben nicht ganz entflohen! Sie reißt das Tuch ab, das noch immer den Hals des jüngern Mädchens umschlungen hält—da regt sich auch das Händchen des Andern—es seufzt, es athmet auf! Die Mutter hat beide Kinder wieder!

Zur selben Zeit, wo der Vater seine Schuld bekannte, lächelten die geretteten Kinder zum ersten Male wieder ihre Mutter an.

Und bald erfährt man auch, wo der lahme Jacob ist, man erfährt, daß er sich selbst dem Gerichte übergeben. Die Mutter nimmt ihre Kinder, das eine auf den Arm, das andere an die Hand und eilt nach der Stadt. Da wird das Gefängniß aufgeschlossen, die Mutter tritt in das Gemach mit dem vergitterten Fenster, wo der lahme Jacob mit gefesselten Händen weint und brütet.

Deine Kinder sind nicht todt! Sie leben—leben beide! ruft das Weib.

Aber Jacob starrt Weib und Kinder theilnahmlos an, ohne sie zu erkennen und sagt mit strömenden Thränen: Ich habe sie umgebracht, damit sie nicht mehr darben und frieren! Sie darben und frieren nicht mehr!

Da sah man, daß der Unglückliche von Sinnen war und sandte ihn ins Irrenhaus.

Seitdem sind Jahre vergangen. Fern im flachen, grenzenlos ausgedehnten Lande, an der Chaussee steht noch des lahmen Jacobs kleines Haus. Der Eilwagen, der aus der Hauptstadt kommt, fährt daran vorüber; die Kleinen, die im Garten gespielt haben, kommen hervorgelaufen, freuen sich an den Farben der Kutsche und am schmetternden Horn des Postillons. Sie klatschen mit den Händen und lachen. Aber der Vater lebt noch immer im Irrenhause, bleich und abgezehrt und ruft noch immer mit einem herzzerschneidenden Ausdruck: Beide hab' ich umgebracht! Beide!

Er ist ein unheilbarer Kranker dieser Anstalt.

* * *

Die Geschichte des lahmen Jacob erschien mir bei all' ihrer Einfachheit rührend und ich schwieg ergriffen.

Auch der Freund war verstummt und hatte sein Haupt wie sinnend gesenkt. Plötzlich erhob er es wieder. Hätte ich doch, rief er, über ihrem Besuch beinah' vergessen, daß ich noch bei einem Kranken nachzusehen habe. Die eben erzählte Geschichte erinnert mich daran, denn zu ihr bildet gewissermaßen die Geschichte jenes andern Kranken ein düsteres Seitenstück. Kommen Sie, fuhr der Freund fort, wir wollen zusammen noch eine Visite machen, eh' wir uns für den Rest des Abends auf die Stube zurückziehen.

Dabei griff er nach den Schlüsseln und ging zur Thür; ich folgte.

Aber kaum herausgetreten, umringte uns eine Schaar von Irrsinnigen. Jeder hatte etwas zu sagen, zu berichten, zu fragen, jeder eine Klage anzubringen oder ein Leid zu klagen. Nur wenige blieben düster oder gleichgültig und theilnahmlos seitwärts. Allen aber, die sich um den Arzt drängten, kam ein hagerer, bleicher, wollhaariger Jude zuvor. Beweglich wie ein Aal schlüpfte er durch die Patienten und hielt sich dann, um nicht fortgerissen zu werden, am Kleide des Arztes fest.

Herr Doctor, sagte er rasch mit einer dünnen, schneidenden Stimme und im vorlauten, fast impertinenten Tone, ich erlaube mir meine Bitte um Verbesserung meiner Kost, Vermehrung, Kräftigung und erhöhte Mannigfaltigkeit meiner Nahrungs- und Erfrischungsmittel eindringlich zu wiederholen! Ich bin doch wahrscheinlich keine Pflanze, auf die es nur zu regnen braucht, damit sie gedeihe, ich bedarf zur Erbauung meines Leibes als Mensch, Prophet und König vielfältiger und feine Nahrungmittel. Ich habe soeben eine Schrift verfertigt, in der ich alles dieses darlege, ich erlaube mir, —dabei zog er ein Papier hervor,—sie Ihnen zu überreichen! Den Mangel der Poesie meines Conceptes möge Niemand tadeln; er ist eben durch den Abgang jener nothwendigsten aller Erfordernisse bedingt! Der Mensch i st, was er i ß t; ich aber kann eben wegen Mangel jener Subsistenzmittel, die mein Organismus erfordert, nichts Besseres leisten! Nun mögen Narren und Phantasten mich immerhin für ihres Gleichen halten; so lange ich durch bessere Nahrung nicht mehr für die Erbauung meines Leibes thun kann, muß ich es mir gefallen lassen, daß mich schaale Köpfe für nichts mehr als einen Menschen halten! Ein kläglicher Zustand! Wie ich jetzt gehalten werde, kann jeder Tag, den ich verlebe, dem langen Tage der Juden gleichgestellt werden, und in Betracht, daß ich doch der eigentliche Jude des Jahrhunderts—ein Prophet und eine gesalbte Persönlichkeit bin—

Lassen Sie das gut sein, sagte der Doctor, ich habe Eile und kann Sie in diesem Augenblick unmöglich länger anhören.

Ich weiß, fuhr der Jude fort, indem er sich nur noch fester an den Rock des Arztes hielt, ich weiß es mit Bestimmtheit, daß bereits in diesem Hause ein großer Koffer mit meiner dreifachen Equipirung und meiner dreifachen Löhnung als König, Priester und Prophet angekommen ist. Ich muß gegen dieses Zurückhalten mir eigenthümlich zukommender Effecten und der durch nichts gerechtfertigten Beschlagnahme jener bedeutenden Geldsummen, die gewissermaßen drei Dotationen constituiren, einen energischen Protest einlegen! Ich fordere von den an meine Adresse angekommenen Sachen zum mindesten meine einfache Kleidung als Prophet. Der Mensch ist das, was er anhat, und so lange es über mir verhängt bleibt, jeder Insignie meiner Würde beraubt einherzugehen, beanspruche ich vergebens jenen Respekt, der mir zukommt, jene Würdigung und Anerkennung—

Sie sind heute von einer unausstehlichen Zudringlichkeit Veit Taubeles! sagte der Doctor ernst, und wenn Sie so fortfahren, so werde ich mich genöthigt sehen, Ihnen für morgen das Quantum Ihrer „Subsistenzmittel", die Ihnen in ganz gehörigem Maaße gereicht werden, zu schmälern, statt es zu erhöhen.

Vor dem ernsten Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen waren, wich der Wollharige plötzlich zurück und sein rasches Geplauder war wie mit einem Messer abgeschnitten.

Wenn Sie nicht auch solche Käuze hier hätten, sagte ich leise zum Freund, indem wir weitergingen, es wäre wohl zu verzweifeln in diesen Räumen. Diese sind die Clowns, die Rüpel in dieser großen, allgemeinen Tragödie.

Leider nur für den flüchtigen Besucher solcher Anstalten, die Irrenärzte amüsiren sie nicht mehr, erwiederte der Freund.

Und giebt es eine Historie von diesem Menschen? fragte ich weiter, denn ich hatte schon gemerkt, daß der Freund heute mittheilsamer als gewöhnlich sei.

Nein, kaum, erwiederte der Freund. Seltsamer Weise hat Veit Taubeles gar keine Geschichte; er ist einfach über dem Lesen des Talmud verrückt geworden, wie man durch jenes Buch amüsirt wird und über diesem einschläft. Allmälig entwickelte sich ein ungeheurer Stolz in seiner Brust, daß er so gelehrt und so nahe daran sei ein Licht des Glaubens zu werden—er war durch seine Gelehrsamkeit die Freude und der Stolz seiner Verwandten geworden—da contrastirte die hohe Stellung, die er ideel unter den Exegeten und Schriftgelehrten einnahm, gar zu grell mit dem Hunger, den er litt, dem zerrissenen Rock, den er tragen mußte.

Und schnappte über, sagte ich. Und ward das, was er heute ist, erwiederte der Freund, diesen vulgären Ausdruck offenbar mißbilligend.

Da haben, fuhr er fort, jene beiden hagern Gestalten, die Sie dort mit aschgrauen eingefallenen Wangen finster und einsylbig mit einander hinschleichen sahen, schon eine eigenthümlichere Geschichte. Es sind zwei Brüder, Thomas und Adalbert, Leute vom Lande. Eine alte Frau, die wir drüben auf der Abtheilung der Frauen antreffen können, gehört zu ihnen. Vor ungefähr vier Jahren, da der Winter gar so lange dauerte, stahl Thomas, der jüngere Bruder, des Nachts etwas Holz im herrschaftlichen Walde.

Aber der Waldwächter sah eine Gestalt im Mondschein und folgte ihr, die mit einem Schlitten dahinrannte, bis zum Hause, wo die beiden Brüder mit ihren Frauen und Kindern gemeinsam lebten. Man brach ein, die Holzbündel fanden sich in der Hausflur, der Diebstahl war unläugbar—da trat Adelbert, der ältere Bruder hervor und nahm die That auf sich.

(Schluß folgt.)

Vergessen. Ein angesehener Mann sprach einst zu einem jüngern, der sich um eine Vergünstigung bei ihm bewarb:

„Ihr Herren Gunstbewerber seid so lange unsere Freunde, so lange Ihr unser bedürft; seid Ihr aber befriedigt, dann vergesset Ihr unser."

„Befürchten Sie nichts," erwiederte der junge Bewerber, „ich werde Sie gewiß nicht so leicht vergessen, denn ich bin nicht so leicht zu befriedigen."

Kirchliche Anzeige.

Am nächsten Sonntage, als den 30. April, wird Abend 7¼ Uhr eine christliche Vorfeier zum Friedensfest gehalten, wozu das deutsche Publikum freundlich eingeladen ist.

ap29 2m — C. H. Straeter, Pastor.

B. A. O. D.

Die Beamten und Mitglieder des Kentucky Hains No. 1, B. A. O. D., werden hiermit ersucht, sich
Sonntag, den 30. April 1871, Nachmittags 2 Uhr,
in ihrer Halle zu versammeln, um einer regelmäßigen Versammlung und Installirung der neuerwählten Beamten beizuwohnen.

Und da noch andere Geschäfte von Wichtigkeiten vorkommen, so wird ein jedes Mitglied erwartet. Die regelmäßige Versammlung wurde wegen dem deutschen Friedensfest am Montag auf den Sonntag verlegt.

John Riebel, E. E.

Otto Richter, Sekr. — ap29 2m*

B. A. O. D.

Die Mitglieder des Guttenberg H. E. Capitel werden hiermit ersucht, sich
Sonntag, den 30. April 1871, Nachmittags 2 Uhr,
nach der Sitzung des Kentucky Hains zahlreich einzufinden, da die Installirung der Beamten stattfindet, und andere Geschäfte von Wichtigkeit vorkommen, wird ein jedes Mitglied erwartet aus den Gründen wie oben bemerkt.

John Riebel, E. H. E.

H. E. Ries, Secr. — ap29 2m*

Notiz.

Die Mitglieder des Schulrathes sind eingeladen, sich
Montag Morgen, den 1. Mai, um 9 Uhr,
in ihrer Halle zu versammeln, um an dem Friedensfeste theilzunehmen.

ap29 2m — D. McPherson, Secr.

Humboldt Loge No. 141, J. O. O. F.

Die Mitglieder obiger Loge versammeln sich
Montag, den 1. Mai, Vormittags 8 Uhr,
in ihrer Halle, an Ecke 11. und Marktstraße, um sich der Friedensfeier-Prozession anzuschließen.

Christ. Kunz, O. M.

Jacob Schmitt, Sekr. — ap29 2m

Schreiner-Verein.

Alle Mitglieder dieses Vereins sind ersucht,
Montag, den 1. Mai, sich prompt 8 Uhr,
im Vereinslokal einzufinden, um sich der Friedensfeier-Prozession anzuschließen.

ap29 2m — L. Denhardt, Präs.

Teutonia Männerchor.

Die Mitglieder obigen Vereins, aktive sowohl, als passive, sind dringend ersucht, sich
Montag Vormittag 8 Uhr
in Becks Halle einzufinden, um sich der Prozession der Friedensfeier anzuschließen.

Louis Eckstenkemper, Präs.

Chas. Vesper, Secr. — ap29 2m

D. O. H.

Sämmtliche Mitglieder der Harugari Loge sind ersucht, sich
Montag Vormittag, prompt 8 Uhr,
in ihrer Halle, Marktstraße, zwischen erster und Brook, zu versammeln, um sich dem Festzuge der deutschen Friedensfeier anzuschließen.

ap29 2m — John Becker, G. B.

Deutscher

Steinhauer-Unterstützungs-Verein.

Die Mitglieder obigen Vereins versammeln sich
Montag, den 1. Mai,
in ihrem Versammlungslokal an Marktstraße, zwischen erster und Brook, um von hier aus sich der Prozession der Friedensfeier anzuschließen.

Steinhauer, welche nicht Mitglieder dieses Vereines sind, sind eingeladen, sich zu betheiligen.

Joseph Kramer, Präs.

T. Haller, Sekr. — ap29 2m

Deutscher Unterstützungsverein.

Die Mitglieder des deutschen Unterstützungsvereins werden hiermit eingeladen, sich am
Montag Morgen den 1. Mai, Vormittags ½9 Uhr,
Ecke 1. und Markt Straße zu versammeln, um Theil zu nehmen an der deutschen Friedensfeier.

John Bause, Präs.

D. Effelberg, Sekr. — ap29 2m

Alle Schuhmacher

Sind höflichst eingeladen, sich am
Montag Morgen um 8 Uhr
an der ersten und Marktstraße einzufinden, um ihre Abzeichen in Empfang zu nehmen. Diejenigen, welche Platz auf dem Dekorationswagen einnehmen, sind ersucht, am Montag um sieben Uhr an der 17. und Walnutstr. einzufinden.

C. Kreß, Präs.

J. Kramer, Sekr. — ap29 2mtuo*

Lieferungen zur Friedensfeier.

Das Empfangs-Comite macht Lieferanten von Gegenständ n. für die Friedensfeier bestimmt, nochmals darauf aufmerksam, daß beim Abliefern derselben, Rechnungen mit dem Namen des Bestellers versehen, dem Empfangs-Comite eingereicht werden müssen, ebenso daß Quittungen vom Comite ausgestellt, und daß ohne Vorzeigung solcher Quittungen keine Rechnungen angenommen werden.

Comite:

John Sensbach, Jos. Schwab, J. W. Spöhr, J. B. Wursch, Jos. Isart.

ap29 2m

Zur Friedensfeier.

Die Vorsitzer der verschiedenen Comites sind ersucht, sich um 11 Uhr am Sonntag Morgen, den 30. April, in der Orpheus Halle zu versammeln, um die Badges für ihre resp. Comites in Empfang zu nehmen.

Beamten, Logen und Vereine sind ersucht, sich die Abzeichen für die Prozession bei den Herren Tafel und Mittler abzuholen, und zwar diejenigen, deren Lokale sich östlich von der dritten Straße befinden, bei Herrn C. Tafel, und diejenigen deren Lokale sich westlich von der dritten Straße befinden in Herrn Mittler u. Justi's Laden.

Alle Rechnungen, welche für das Friedensfest gemacht wurden (und noch gemacht werden), müssen von den Käufern revidirt und unterzeichnet sein, ehe sie dem Finanzcomite überwiesen werden.

Alle Speise und Getränke für das Fest müssen auf dem Festplatze an das Empfangscomite abgeliefert und von diesem Comite für dieselben quittirt werden.

Im Auftrage des Arrangementscomite

ap28 3m — C. C. Bohne, Secretär.

Tüchtige Reiter

zur Friedensfeier-Prozession.

Von New York werden in einigen Tagen Husaren- und Garde-Kuirassier-Uniformen hier ankommen.

Alle Diejenigen, welche als solche gekleidet, mit der Prozession ausrücken wollen, mögen sich sofort bei dem Unterzeichneten melden. Nur gute Reiter und stramme Männer werden angenommen.

Anton Kupleb, Chef-Marschall,

ap27 — 79 Jeffersonstr., zw. 2. und 3.

Friedensfest. — Gewerke heraus.

Alle Gewerke oder Geschäftsfirmen, welche sich mit Wagen bei der Prozession betheiligen wollen, sind ersucht, sich bei dem Unterzeichneten zu melden.

Anton Kupleb, Chef-Marschall,

ap19 — No. 79 Jeffersonstraße, zwischen 2ter und 3ter.

Veränderung der Marschroute der Friedensfeier-Prozession.

Der Festzug wird sich von der Jeffersonstraße, westlich nach der 18. Straße bewegen, durch die 18. Straße nach der Marktstraße hinauf bis zur 9. Str.; die neunte bis zur Mainstraße hinauf bis zur 6. Straße, die 6. Straße bis zur Marktstraße, die Marktstraße bis zur 4. Straße, die 4. Straße bis zum Broadway, vom Broadway bis zu dritten, von der dritten bis zur Marktstraße. Im Uebrigen bleibt die Marschroute unverändert.

Das Prozessions-Comite.

Friedensfest.

Das Prozessions Comite, die Herren Divisions-Marschälle und sammtliche Adjutanten, sind ersucht,
sich Sonntag den 30. April, Nachmittags zwei Uhr
in Becks Halle zu versammeln.

Prozessions-Comite: A. Kammers, Henry Wehmhoff, A. Prozeller, Louis Simon, C. Henry Dorn, A. Kupleb.

Divisions-Marschälle: John Bess, Louis Eckstenkemper, Phil. Schillinger, John Becker, Lieut. John Henry Bruber.

Adjutanten des Chef-Marschalls: C. C. Bohne, Chas. P. Will, Phil. Grenner, Chas. Schuster, H. W. Reese, F. Doll, F. Hildebrand, John A. Benninger, Jos. Wiedl, Dr. F. C. Ehr, H. Bonderheide, H. Graff, Geo. Hill.

Adjutanten der Divisions-Marschälle: J. Mehringer, Leopold Schuster, F. J. Fischer, George Ehrmann, J. H. Wenich, Charles Hanz, Nik Jaeger, George Guenzler, Christ Müller, Frank Kupler, Jacob Koch.

Anton Kupleb, Chef-Marschall.

C. Henry Dorn, Sec. — ap29 2m

Deutsche Friedensfeier.

Das Empfangscomite der Friedensfeier ist ersucht, sich heute Sonntag Nachmittag um 3 Uhr im Woodland Garten zu versammeln. Jedes Mitglied wird erwartet. Das Comite besteht aus folgenden Herren:

Fred. Stein,	August Coldewey,
Frank Fenßerer,	John Hensler,
Chas. Winkler,	Jac. Lehmann,
Chas. Martin,	Henry Stachelschaid,
Wm. Stöppler,	Christ. Will,
A. Langefeld,	Geo. Frische,
Jac. Ambrosius,	Louis Rammers.

ap30 — Louis Däubie, Vorsitzer.

Aufgepaßt!

Bar-Comite', Barkeepers und Waiters!

Alle Leute von Bars, Barkeepers und Waiters haben sich
Montag, den 1. Mai, früh 6½ Uhr,
im Woodland Garten einzufinden.

ap30 1m — Das Bar-Comite.

Aufforderung an sämmtliche deutsche Odd Fellow Logen in Louisville.

Die Mitglieder dieses Ordens sind dringend ersucht, sich ohne Ausnahme morgen,
Montag, den 1. Mai, Vormittags 8 Uhr,
in der Odd Fellow Halle, Jeffersonstraße, nahe erster, einzufinden, um sich dem Festzuge der deutschen Siegesfeier anzuschließen.

John Laufer, D. D. G. M.

ap30 1m§

Alle Bierbrauer,

welche sich an dem Festzuge betheiligen, sind ersucht, mit ihren Wägen
prompt 8½ Uhr Morgens
in der „William Tell Brauerei" zu erscheinen, um von hier sich dem Zuge anzuschließen.

Im Auftrage des Bierbrauer- und Gambrinus-Vereins

ap30 — Frank Brohm.

Gambrinus Unterstützungs-Verein.

Die Mitglieder obigen Vereins sind ersucht sich
Montag, Vormittag acht Uhr
in ihrer Halle — William Tell Brauerei — zu versammeln, um sich dem Festzuge anzuschließen.

Frank Brohm, Präs.

August Raidt, Secr. — ap30

J. O. O. F. Mozart Loge No. 149.

Die Beamten und Mitglieder der Mozart Loge No. 149, J. O. O. F. sind hiermit ersucht, sich nächsten
Montag Morgen den 1. Mai 8 Uhr,
in ihrer Halle einzufinden, um an der Prozession des Friedensfestes Theil zu nehmen. Im Auftrage der Loge.

N. B. Abzeichnungen werden in der Halle an Mitglieder der Loge vertheilt.

Wm. Walter, O. M.

Phil. Rammers, Prot. Sekr. — ap30 1§*

Der deutsche Veteranen-Unterstützungs-Verein

fordert hierdurch seine Mitglieder auf, sich
Morgen, früh acht Uhr
in Beck's Halle einzufinden, um sich von hier aus dem Festzuge anzuschließen.

Diejenigen Deutschen, welche keinem Vereine angehören und sich dem obigen anzuschließen wünschen, können beitreten und werden mit Abzeichen gratis versehen werden.

B. Geller, Präs.

F. X. Steiner, Sekr. — ap30

U. O. R. M.

Die Mitglieder dieses Ordens sind hierdurch ersucht, sich
Montag, den 1. Mai, Vormittags 8½ Uhr
in der Halle, Ecke Oreston und Markt, einzufinden, um sich von hier aus der Friedensfeier Prozession anzuschließen. Die Wägen mit den Symbolen werden ebenfalls zu dieser Zeit eintreffen.

H. A. Moyer, O. G. C.

1m1§*

Barbier Unterstützungs-Verein No. 1.

Die Beamte und Mitglieder obigen Vereins sind hiermit ersucht, sich
Montag, den 1. Mai Morgens 8 Uhr,
im gewöhnlichen Lokal zu versammeln, um dem Umzuge des Friedensfestes beizuwohnen; Alle Mitglieder werden erwartet.

Ferner sind die Beamten und Mitglieder obigen Vereins ersucht, sich am Dienstag, den 2. Mai, Abends 9½ Uhr im gewöhnlichen Lokale zu versammeln. Da wichtige Geschäfte zur Verhandlung kommen und die Candidaten-Wahl stattfindet, werden alle Mitglieder erwartet.

Jacob Bollinger, Präs.

Martin Ficks, Sekr. — ap30 1m

Alle Bäcker,

welche der Versammlung am Sonnabend Abend nicht beiwohnten, sind ersucht, sich
Montag, den 1. Mai, früh 8 Uhr,
am Broadway, zwischen 3. und 4., prompt einzufinden.

Henry Koch, Marschall

Henry Hofer, Deputy Marschall. — ap28 tn§

Hermann-Verein.

Laut Beschluß von letzter Versammlung, sind hiermit sämmtl. Mitglieder dieses Vereins freundlichst ersucht, sich nächsten
Montag Morgen 8 Uhr
in der Halle zu versammeln, um sich der Friedensfeier-Prozession anzuschließen. Das Comite:

John Ed. Sockstetter
Edward Stoll.

Achtung! Dragoner Compagnie!

Die Mitglieder obiger Compagnie, so wie allen Denjenigen, welche sich als Dragoner an dem Festzuge betheiligen wollen, zur Nachricht, daß sie sich morgen,
Montag früh 7½ Uhr
hinter den Tayler Barracks an der ersten Straße einzufinden haben. Auf Befehl

Wm. Goepper, Quartiermeister.

August Raidt, Secr. — ap30

Arbeiter-Verein.

Die Mitglieder dieses Vereins werden hiermit aufgefordert, sich
Montag Morgen 8 Uhr,
in ihrer Halle zu versammeln, um sich an dem Umzuge der Friedensfeier zu betheiligen. Da es die Pflicht eines jeden ächten Deutschen ist sich an diesem Feste zu betheiligen, so wird gewiß kein Mitglied fehlen.

ap30 — E. Heimerdinger, Secr.

Falls City Brauerei.

Bockbier. Bockbier.

Kaelin u. Eberle,

19. Straße und Portland Avenue.

Hurrah! Hurrah! der Bock ist da!

Von jetzt an werden wir unser werthen Kunden mit einem ausgezeichneten Bockbier bedienen und erbitten uns gefällige Aufträge recht bald, die wir prompt effektuiren werden.

Unser Bockbier wird von keinem andern an Kraft und Güte übertroffen.

ap30 3mi§ — Kaelin u. Eberle.

Shelby Straße Brauerei

— von —

John Zeller,

Ecke von Shelby und Roselane Straße.

Bockbier. Bockbier.

Der Bock ist da!

Von dem köstlichen Bockbier, das von keinem anderen in Qualität übertroffen wird, werden Kunden jetzt auf deren Wunsch prompt versorgt.

Bestellungen wolle man recht bald darauf machen.

ap30 1m§ — John Zeller.

(Für den Omnibus.)

Schulwesen.

Das Ein- und Zwei-Sitzungssystem unserer Schulen.

Schon in einem früheren Artikel wurde darauf hingewiesen, welch' schädlichen Einfluß das Zwei-Sitzungssystem auf die normale Entwickelung des Kindes ausübt.

In demselben wurde zunächst nur das sechsjährige Schulkind berücksichtigt, weil dieses am Meisten darunter zu leiden hat, um dem Urtheil des Lesers anheimgestellt, in wiefern auch die älteren Schüler dabei mehr oder weniger in Betracht kommen. Erfreulich war es für den Schreiber dieser Zeilen, daß auch praktische Aerzte, welche zugleich Mitglieder des Schulboards sind, mit ihm die gleiche Ansicht hatten und durch ihren Einfluß, sowie gestützt auf das Gutachten der hiesigen medicinischen Fakultäten, es dahin brachten, daß der Schulboard in der Sache einen entscheidenden Schritt thun mußte.

Obgleich von dem ärztlich-wissenschaftlichen Standpunkte aus in dem Zwei-Sitzungssystem Uebelstände entdeckt worden sind, welche seine längere Beibehaltung als eine Versündigung an der Jugend erscheinen ließen, und obgleich die im Schulboard sitzenden Aerzte sich energisch für die Einführung des Ein-Sitzungssystem aussprachen, so konnte genannter Board sich doch nicht sofort zur Annahme eines derartigen Beschlusses einigen. Der Gegenstand selbst aber war so wichtig und hatte das Interesse des Publikums in einem solchen Grade in Anspruch genommen, daß man glaubte, die Sache nicht auf sich beruhen lassen zu dürfen.

Unter solchen Umständen war der Antrag des Herrn Meffert, die Entscheidung den Eltern der Schulkinder zu überlassen, zunächst der beste Weg, der zu einem Ziele führen mußte. Dem zum Beschluß erhobenen Antrag zufolge wurde jedem Schulkind ein Zettel mit nach Hause gegeben, auf dem die Eltern ihre Meinung zu geben hatten, ob sie für oder gegen das Zwei-Sitzungssystem sind. Die Vox populi hat in diesem Falle das Richtige getroffen, d. h. sie hat sich zu Gunsten des Ein-Sitzungssystems ausgesprochen, und hat der Schulboard in Folge dessen in seiner Sitzung am letzten Mittwoch dem Uebelstand abgeholfen. So weit genug, wenn man sich mit dem Resultat begnügen und das Verfahren, wie man zu ihm gelangte, unberücksichtigt lassen will.

Die ärztliche Wissenschaft fand, daß die Beibehaltung des Zwei-Sitzungssystems sanitätspolizeiwidrig sei und darum abgeschafft werden müsse, stieß aber im Schulboard auf eine überwiegende Opposition. Aus den Motiven, von welchen diese auch bei einer früheren Gelegenheit geleitet wurde, möge nur eines hervorgehoben werden, das aber hinlänglich beweißt, welche Ansicht man noch immer hierzulande von dem Lehrerberuf hat.

Man hat nämlich geradezu geltend gemacht, daß durch die Einführung des Ein-Sitzungssystems die Lehrer zu viel Zeit für sich gewinnen, d. h. die Zeit, wofür sie bezahlt sind, nicht mit Unterricht ausfüllen. Gewiß sehr schmeichelhaft für den Lehrer! Jedes Geschäft honorirt seine Angestellten nach ihren Leistungen, nur die Leistungen der Lehrer sollen also wie die der taglöhnenden Straßenkehrer nach dem Maß der Arbeitszeit taxirt werden! Ist der Grund hierfür in der Schwierigkeit, die Leistungen der Lehrer richtig zu schätzen, zu suchen oder ist dieser wirklich nichts weiter als ein Taglöhner? Dabei ist ferner zu bemerken, daß bei der Einführung des neuen Systems es sich nicht in erster Reihe um die Lehrer, sondern um die Schüler handelte, daß also der, welcher aus dem angedeuteten Grund sich gegen dasselbe ausspricht, nicht einmal den richtigen Standpunkt einnimmt. Daß der Lehrer für seine Arbeit nicht hinlänglich bezahlt wird, ist eine zu allbekannte Thatsache, um darüber ein Wort zu verlieren; daß aber kein vernünftiger, wahrhaft gebildeter Mensch dem Lehrerberufe und insbesondere dem Stande der Volksschullehrer seine volle Hochachtung nicht versagen kann oder je bezweifeln wird, daß die Verdienste dieses Standes denen anderer Stände kühn an die Seite gesetzt werden dürfen, das möge man sich gesagt sein lassen.

Bezüglich der Abstimmung durch die Eltern der Schulkinder ist zu bemerken, daß auch dieser Weg, über die Sache entscheiden zu lassen, obgleich er dieses Mal zum richtigen Ziele führte, durchaus nicht empfehlenswerth ist. Auch verflossenes Jahr wurde derselbe Weg eingeschlagen, war aber auch das Resultat dasselbe? Oder war der abzuschaffende Uebelstand das letzte Jahr kein so drückender? Es ist nicht einzusehen, warum er es nicht hätte sein sollen. Und wird das nächste Jahr vielleicht nicht dasselbe Manöver, nur mit dem Unterschied der entgegengesetzten Richtung, wieder ausgeführt werden? Auch aus den Motiven, welche einen Theil der Eltern bei der Abgabe ihrer Stimmen leiteten, möge ebenfalls eines hervorgehoben werden, da dasselbe besondere Beachtung verdient. Wer mit den Eltern zu verkehren, öfters Gelegenheit hat, der wird auch ausgefunden haben, daß ein großer Theil derselben seine Kinder deshalb Nachmittags zur Schule schicken will, damit dieselben von der Straße ferngehalten sind. Sie selbst können ihres Geschäftes wegen sich nicht die Zeit geben, ihre Kinder zu beaufsichtigen, und wo fände sich hierzu ein besserer Platz als in der Schule? Fügt man noch hinzu, daß die Beaufsichtigung daselbst unentgeltlich geschieht, so giebt es keine bessere und wohlfeilere Kinderwärterin. Wird dieser Theil der Eltern das nächste Jahr nicht wieder eine Abstimmung verlangen, zumal man in den zwei vorhergehenden Jahren sein Scherflein von Schulgesetzgebender Weisheit verlangt hat?

Ist es nicht eine Lust, Schulmeister zu sein, wenn man von dem Einen als Taglöhner taxirt und von dem Andern zu dem Amt einer Kinderwärterin erhoben wird?

Die Einführung des Ein-Sitzungssystems ist ein Ergebniß der pädagogischen und ärztlichen Wissenschaft. Einerseits darf die Wichtigkeit der täglichen Unterrichtszeit nicht unterschätzt, andererseits durch eine zu große Ausdehnung derselben die physische Entwickelung der Kinder nicht gestört werden; man hätte also auch neben dem Arzte den Lehrer zu Rathe ziehen sollen, besonders wenn man bedenkt, daß diesem die Vorgänge in dieser Richtung in jüngster Zeit zunächst bekannt sein müssen. Es würde sich alsdann herausgestellt haben, daß es sich nicht um die Ansicht Einzelner handelt, sondern darum, ob das allerorts als das bessere anerkannte System auch in Louisville Eingang finden solle. Der Thatsache hätte der Einzelne seine Meinung unterordnen müssen.

☞ Hüte und Kappen. Wm. Kooper, der berühmte Hutfabrikant, an Marktstraße zwischen sechster und siebenter hält stets ein reichhaltiges und wohlassortirtes Lager von Hüten und Kappen vorräthig. Die feinsten Seidenhüte, eigenes Fabrikat werden zu den billigsten Preisen und auf die modernste Façon geliefert. Alle Reparaturen werden ebenfalls prompt besorgt. Wir rathen deßhalb Kaufliebhabern den Laden des Herrn Kooper zu besuchen. §

☞ Zu denjenigen öffentlichen Vergnügungsplätzen, die vermöge ihrer herrlichen Garten-Anlagen, gastlich-freundlichen Bewirthung, der Vorzüglichkeit gebotener Speisen und Getränke, angenehmer Lage und leichter Erreichung per Straßenbahn beim Publikum in freundlicher Erinnerung stehen, gehört das Garten-Etablissement des Herrn A. Ehret, der „Löwengarten." Wer nach gethaner Arbeit sich und den Seinigen ein Stündchen der Erholung und Ruhe vergönnen kann, und dieses inmitten schattiger Bäume, am Sonntage, gewürzt durch die Klänge ganz vortrefflicher Conzertmusik, thun will, der zieht mit seinen Lieben nach dem jetzt im frischen Grün prangenden „Löwen-Garten." Mit welcher Accuratesse das Küchen-Departement, durch Madame Ehret regiert, verwaltet wird, welches famose Aroma der hier credenzte echte Mocca liefert, wie reichlich Keller und Speisekammer stets versehen sind und wie gesellig man sich hier bewegt und bei Unterhaltung und Kegelspiel Kurzweil verschafft, — ist allen Denjenigen wohl bekannt, welche den „Löwen-Garten" zu ihrem Erholungsplatze, welchen Namen er durchaus verdient, seit langer Zeit sich auserkohren haben. §

☞ Zum großen, morgen stattfindenden Friedensfest haben die Hrn. Wolff u. Schimpeler, Wein- und Liqueur Händler, No. 66 an Marktstraße, zwischen der zweiten und dritten, ein großes Weinfaß, vier hundert Gallonen Wein haltend, in der Prozession. Dieses Faß spendet aus drei verschiedenen Hähnen drei verschiedene Weinsorten. Das Faß wird auf dem Festplatze aufgestellt und der Inhalt verzapft werden. Der erzielte Erlös wird dem Committee ohne Abzug übergeben werden; die Firma Wolff u. Schimpeler trägt alle Ausgaben.

Herr Schimpeler, dieser langjährige, altvaterländische Kellermeister, hat dieses Amt für morgen übernommen und ist nicht zu bezweifeln, daß Herr Schimpeler außerordentlich gute Geschäfte zu Gunsten des Festes machen wird.

☞ Hüte zum Friedensfest. Herr C. Henry Dorn, an Marktstraße, zwischen dritter und vierter, hält ein ausgesuchtes Lager, aller in sein Fach einschlagenden Artikel beständig auf Lager. Besonders erwähnen wir die prachtvollen Hüte, nach der neuesten Façon angefertigt, welche sich ausgezeichnet für das morgen stattfindende Friedensfest eignen.

☞ Folgende Officen werden am Montag anläßlich der Friedensfeier geschlossen sein: Postoffice, Collector's Office, Assessor's Office, das Ver. Staaten Gericht, Ver. Staaten Marschalls Office, Clerk's Office, Court of Common Pleas, Chancery Court und Circuit Court.

☞ Zur Beruhigung unserer Leser in Betreff des Eisenbahn-Ueberganges an der 14. Straße haben wir zu berichten, daß der General-Superintendent der L. u. N. R. R., Herr Albert Fink, versprochen hat, am Montage zwischen 10 und 12 die Züge von der Eisenbahn an der 14. Straße zurückzuhalten. Jede Gefahr für die Prozession von Seiten der Züge auf besagter Bahn ist also beseitigt.

Walpurgisnacht und Maienmorgen.

Zum ersten Mai 1871

dem deutschen Friedensfest in Louisville.

Das war eine wirre Walpurgisnacht,
Und Irrwisch und Fackel glüht;
Um Höhen und Tiefen wob Flammenpracht
Und versengte der Völker Blüthe.
Dämonen klommen bergauf, bergan
In der Mainacht ehernem Eisenbann.

Von Schlangen umzischt, thront der Menschheit Feind,
Der Walpurgisnacht Herr und Meister;
Der Krieg, der Liebe und Glück verneint,
Ist der Fürst aller bösen Geister!
Und das Pulver blitzt und die Bombe kracht —
Das war eine wirre Walpurgisnacht!

Gereift war die Saat auf der Heimath Rain
Doch des Krieges Fanfaren tönen —
„Leb' wohl, o Weib und du Mutter mein,
Ich schütz' euch vor Wüstensöhnen,"
Und der deutsche Held stürmt hinaus zur Schlacht —
Das war eine wirre Walpurgisnacht!

Doch des Bösen Reich ist die Finsterniß,
Und das Licht muß den Spuck verjagen;
Der Blitz, der vom Thron den Tyrannen riß,
Ließ den Morgen, den Morgen tagen.
Entweiche du Spuck der Walpurgisnacht —
Der Mai ist gekommen in Maienpracht!

Mit Deutschlands Heeren zieht Sieg auf Sieg,
Und der stolze Feind ist bezwungen;
Die blutrothe Fackel senkt ächzend der Krieg,
Von dem Engel des Friedens umschlungen.
Mit der Thräne im Aug', die den Helden ehrt,
Kehrt der Sieger beglückt zu der Heimath Herd.

O Friede, du Engel im Lenzesschmuck,
Wie der Mai in des Morgens Prangen,
So scheuchst du des Krieges Walpurgisspuk,
Und der Seele Leben und Bangen!
Du deutscher Friede, mit ewigem Ruhm,
Verkläre du der Heimath Heiligthum!

So sei uns willkommen, du Frühroth des Mai,
Du des Wonnemonds erster Morgen,
Das Fest uns'res Siegs, uns'rer Treue sei
In des Maitags Entzücken geborgen;
Mit dem Tag, der hier Siege der Deutschen weiht,
Beginnt uns'res Deutschthums Siegeszeit!

Uns'res Deutschlands Sieg in dem Land uns'rer Wahl,
Das uns fesselt mit heiligem Bande;
Im Herzen tief eint der Liebe Strahl
Diese Flur mit dem Vaterlande.
Nur der Mann, der seine Mutter ehrt,
Nur der hält das Weib seines Herzens werth!

Nur wer treu der Flur, die ihn segnend gebar,
Hält die neue Heimath in Ehren;
Der Schwur an der Liebe Hochaltar
Kann der Kindesliebe nicht wehren!
Wer im Bürgereid sieht seiner Falschheit Hort,
Der wird Treue brechen so hier, wie dort!

Voll Treue zum alten, zum neuen Daheim,
So wollen wir weben und walten!
Und der Deutschen Größe und Hoheit Keim
Wird segnend die Freiheit entfalten!
Es tön' durch die Reihen wie Männerschwur,
Das Deutschthum zu weihen auf freier Flur!

Dann wird dieses Freistaats Germanenthum
Eine strahlende Leuchte auf Erden,
Wird Freiheit einen mit Wissensruhm
Und ein Schirmherr des Rechtes werden!
Dann dämmert der Menschheit Maienzeit
Und Friede, Friede in Ewigkeit!

Minna Kleeberg.

Omnibus.

Der Unterhaltung und dem Humor gewidmet

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 30. April 1871.

Der Raub Straßburgs

im Jahre 1681.

Vaterländisch r Roman in d ei Theilen von

Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Als er geendet, erhob sich Günzer. Sein Gesicht war dabei so spiegelglatt und ruhig lächelnd, als ob gar nichts vorgefallen. Er tadelte entschieden Obrechts Aeußerung, sprach lange in schönen und gewählten Phrasen von dem Hochgefühle ächten Patriotismus, kam dann allmälig darauf, wie nöthig es aber doch sei, gute Nachbarschaft mit dem mächtigen Frankreich zu halten......und wie ja Ludwig XIV. nur und allein Straßburgs und Deutschlands Glück, Wohlfahrt und Freiheit wolle.

Bei dieser wiederholten schmeichlerischen Anpreisung der Regierung Ludwigs XIV. fing es aber in des Syndicus Brust wieder zu kochen an. Seine Augen blitzten, seine Gesichtsmuskeln zuckten und als er sich erhob, glich er—seiner Jahre ungeachtet—einem Jünglinge, der kampfesmuthig in die Arena tritt.

Wie?!—rief er—wagt man hier, Angesichts der Geschichte, Straßburg's Sicherheit, Frankreich gegenüber, zu bevorworten? wagt man hier von dem Herrscher Frankreichs als einem Beschützer deutscher Wohlfahrt und deutscher Freiheit zu sprechen?......Bin ich genöthigt an den Raub der Bisthümer Metz, Tull und Verdun zu erinnern?!

Zu mächtig, zu allgewaltig greift dies, mit List, Verrath, Blut und Thränen geschriebene Stück der Geschichte in unsere eigenen Verhältnisse ein, als daß ich darüber in diesem ernsten Momente schweigen dürfte!

Erinnert Euch, hochedle und hochweise Herren, — Väter der Stadt — erinnert Euch daran, wie Frankreich sich damals benommen. Und was es damals gethan, wird es auch heute thun, wenn wir schwach und blind sind; denn......... Frankreichs Eroberungs- und Vergrößerungs-Politik hat und behält für alle Zeiten nur eines im Auge, und das ist das Hinausrücken seiner Gränzen......... **bis an den Rhein.**

Schaut doch zurück, wohledle Herren! Das Herzogthum Lothringen war die äußerste deutsche Provinz. Dies Land, früher ein Königreich und von seinem König Lothar, Sohn des Kaisers Lothar, Lothringen benannt, war nach dessen Tode, wo es an Ludwig den Deutschen fiel, ein fortdauernder Gegenstand des Streites zwischen den fränkischen und deutschen Königen, bis endlich Otto I. es unter seine Gewalt brachte und dem Reiche als ein Lehn einverleibte. Die lothringischen Herzöge waren also deutsche Vasallen und Reichsfürsten und bei der Errichtung der Reichskreise von Marimilian wurde ihr Fürstenthum zum oberrheinischen Kreise gerechnet. Seine damaligen Gränzen gingen im Norden an Luremburg und das Erzbisthum Trier, gegen Osten an das Elsaß und das Herzogthum Zweibrücken, gegen Süden an die Freigrafschaft, gegen Westen an die Champagne und das Herzogthum Bar. Die Hauptstadt war Nanzig (Nancy) und in den Bezirk gehörten auch die drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun. Deren Bischöfe führten den Titel Fürsten des heiligen römisch-deutschen Reichs, die von Tull und Verdun nannten sich Grafen, und alle erhielten vom Kaiser die Investitur. Die Metropolitankirche war Trier. Die Herzöge von Lothringen hatten keine Souveränetät über diese Städte, nur über Tull übten sie eine Schirm-Schutzgerechtigkeit aus, womit sie sich von den Kaisern belehnen ließen und wofür die Stadt 1000 baierische Franken jährlich zahlte. Sonst waren diese Städte freie deutsche Reichsstädte, die allein die Oberherrschaft des Kaisers und in Rechtssachen die Competenz der kaiserlichen Kammer in Speier anerkannten. Tull hieß im Lande die Heilige, weil es Bischöfe gehabt, die sich durch ihre Heiligkeit hervorgethan, —Verdun die Edle, weil dieser Bischofsitz seit undenklicher Zeit fast beständig von Prinzen, oder doch von sonderlich angesehenen Prälaten besessen worden,—und Metz, die Reiche, weil es große Einkünfte bezog. Ueberhaupt war Metz schon der Größe nach die bedeutendste Stadt und als Gränzfestung von doppelter Wichtigkeit. Die deutschen Kaiser lebten immer viel in Metz, besonders Karl IV., der hier im Jahre 1356 den Reichstag hielt, auf welchem die berühmte goldne Bulle zu Ende gebracht und öffentlich bekannt gemacht wurde. Dies geschah' im schönsten Gepränge der alten deutschen Kaiserpracht und Majestät. Auch die Bürgerschaft zeigte immer gute deutsche Gesinnung und viele Anhänglichkeit an die Gebräuche und Sprache des Vaterlandes. Wenn sie unterlag und uns verloren ging, so gelang es allein der List und Uebermacht des Feindes und unserer Schwäche und Nachgiebigkeit.

Auch damals war es ja wie heute!... auch damals gelüstete es einen mächtigen Herrscher Frankreichs, Heinrich II., nach den schönen umliegenden deutschen Gauen; —auch damals schon sandte Frankreich seine lüsternen Blicke bis nach dem Rhein;......aber auch damals schon gebrauchte man dieselbe List wie heute!

Heinrich II., Frankreichs König—o Wunder über Wunder—trat als ein Beschützer und Retter der deutschen Wohlfahrt und Freiheit auf!

Ganz uneigennützig, ganz edel!...... nur brach er plötzlich, um dem schönen Lothringen die rechte Freiheit zu bringen, mit 25,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern, die unter dem Befehle des Connetable von Montmorenco standen, in Lothringen ein,. ...nahm Tull und Verdun und rückte vor Nancy.

Günzer und seine Freunde erblaßten; der Syndicus aber ließ sich nicht stören.

Wie aber—fuhr er mit finsterer Stirne und blitzenden Augen fort—wie aber benahm sich nun Frankreich's König, Heinrich II., der Aufrichter deutscher Freiheit, sobald er deutsches Gebiet betreten?

Er trat sein—wie er sagte: uneigennütziges Werk der Befreiung.........mit dem Bruch beschworener Verträge, mit Gewaltthaten und den empörendsten Treulosigkeiten an!

Warum auch nicht? das schöne Lothringen lag ja so bequem am Wege ..... so bequem...... wie jetzt Straßburg......wie vielleicht in späteren Zeiten das fromme Trier, das goldene Mainz, das herrliche Köln!

Das kleine Land war dabei so unvermögend zum Widerstande......so unvermögend......fast......fast......wie jetzt eine andere bedrohte Stadt!

Man beschloß daher im Rathe des großen Königs von Frankreich—ich meine Heinrich II. den uneigennützigen Beschützer deutscher Wohlfahrt und Freiheit, —man beschloß im Rathe dieses großen Königs......

Günzer sprang hier empor und wollte reden......aber der präsidirende Ammeister winkte ihm zu schweigen.

Ich berichte geschichtliche Thatsachen! —sagte Syndicus Frantz, nicht ohne schneidende Ironie, und fuhr fort:

Man beschloß daher im Rathe dieses großen Königs vor allen Dingen: die Absetzung der angestammten Herzogin-Regentin. Und so geschah es.

Der Herzogin Mutter wurde, ungeachtet ihrer Protestation, die Regierung entzogen, der junge Herzog Carl nach Paris abgeführt und nach Nanzig eine Besatzung von 6000 Mann gelegt. Also kam Lothringen ganz in Abhängigkeit von Frankreich,—wo aber blieb die deutsche Freiheit?

Frantz hielt inne......Alles schwieg erschüttert.

Heinrich begab sich nunmehr zu seinem Heere—fuhr der Syndicus fort—das in einer weiten Ebene vor Metz lagerte. Diese Stadt, schon aus alter Zeit her ein fester Platz, an dem mancher Angriff gescheitert war, bedurfte nur einer guten Vertheidigung, um sich bei der damals noch üblichen Kriegsführung längere Zeit auch gegen einen so zahlreichen Feind zu halten. Die Bürgerschaft zeigte, trotz der nahen Gefahr und der Entfernung von jeder Hülfe, viele Entschlossenheit zu ernsthaftem Widerstand. Französischer Seits mochte man den Feind fürchten, und wiewohl an der Spitze einer Armee von 35,000 Mann, zog der König doch vor, statt über Blut und Leichen, sich über Verrath und Hinterlist eine Brücke in die Stadt zu bauen. Cardinal Robert von Lenancourt, für den Cardinalshut und den noch zukünftigen Lohn der Bestechung ein unterwürfiger Knecht Frankreichs, saß damals auf dem Bischofstuhl von Metz......hört' meine Herren,—saß damals auf dem Bischofstuhl von Metz. Wie er selbst Creatur in fremdem Solde, entschädigte er sich für eignen Sklavendienst durch die Gönnerschaft, welche er in gleicher Weise auf Untergebene übte. So gewann er zwei angesehene Patrizier, Robert und Casper von Heu, für seine Pläne. Ihr Einfluß, unterstützt durch französisches Gold, machte mehrere obrigkeitliche Personen in ihren Pflichten wankend und der Sache des Vaterlandes abtrünnig.

Während dergestalt verderbliche Spaltungen in der Stadt entstanden, indem die eine, zwar geringe, aber einflußreiche Parthei sich für den König, die andere, zahlreiche, aber unangesehene Parthei, sich für den Kaiser erklärte, wurde beschlossen, eine Gesandtschaft an den Oberbefehlshaber der französischen Truppen, den Connetable von Montmorency, abzuschicken. Dieselbe überbrachte ihm das Anerbieten der Bürgerschaft, seinen Soldaten Lebensmittel zu liefern und sogar der Person des Königs mit einigen aus seinem Gefolge, wohlverstanden, wenn diese Begleitung gering sei, den Durchzug durch ihre Stadt zu gestatten. Der Connetable antwortete: „ihre Anerbieten seien so unzuläßig, daß er sich scheue, sie nur dem Könige vorzutragen, übrigens kenne er wohl den Zustand ihrer Stadt, und das, was sie für den Kaiser gethan hätten; der König führe die Schlüssel zu den Oertern bei sich, in welche er Eingang sich verschaffen wolle; es sei ihre Sorge, ihre Stadt wohl zu schützen." Etwas eingeschüchtert durch diese drohende Sprache, kehrten die Gesanden zurück.

Darauf rückte der Connetable hart vor die Thore der Stadt. Man glaubte, er würde die Belagerung beginnen, oder einen Sturm auf die Mauern wagen. Statt dessen sandte er zwei Hauptleute, Bourdillon und Tavannes, an den Magistrat mit der Anzeige, daß er gekommen sei, um die Armee des Königs durch die Stadt zu führen, in der Absicht, sie, ohne dieselbe darin einzuquartiren, auf einer Wiese, welche jenseits lag, ein Lager beziehen zu lassen. Zugleich bat er, man möge dem König mit seiner gewöhnlichen Garde Quartier in der Stadt geben, damit er daselbst seine Anordnungen über die Vertheilung der Lebensmittel treffe.

Diesem Antrage zu willfahren, wie die französische Parthei auf der Stelle verfolgte, widersetzte sich der größte Theil der Bürgerschaft. Man suchte Zeit zu gewinnen, um Truppen herbeizuziehen und die Stadt in besseren Vertheidigungszustand zu setzen, bis daß der Kaiser Hülfe schicke. Die Abgesandten wurden mit einer unbestimmten Erklärung hingehalten.

Endlich vereinigten sich, auf Anstiften des Cardinals und Bischofs von Lenancourt, mehrere von den bestochenen Patriziern und gingen, ohne Auftrag und Wissen der übrigen Bürgerschaft, zum Connetable, einleitende Verabredung mit ihm zu treffen. Dieser, ohne lange ihre Rede abzuwarten, empfing sie wie die besten Freunde, wie Boten der Obrigkeit, welche ihm die Genehmigung seines Antrags überbrachten. Er bewies ihnen mit vieler Artigkeit, allein könne er doch unmöglich seinen Einzug halten, aber er wolle sich nur von einem Fähnlein der Garde und den Cavalieren seines Stabs begleiten lassen.

Und wirklich ließ der ehrliche Mann nur ein Fähnlein aufsitzen,—aber ein Fähnlein ganz eigner Art, ein Fähnlein, wie er es sich zu dieser Heldenthat auserlesen. Aus fünfen eins zu machen, war ihm ein ein leichtes, und die einfältigen Metzer bemerkten solch' arithmetischen Fehler nicht früher, als bis sie die Rechnung schon bezahlt hatten. 1500 Corcelets d'elite rückten, und zwar ohne Schlachtlinie, um ihre feindliche Absicht und ihre Zahl zu verstecken, vor die sorglose Stadt, welche keine Ahnung hatte, daß ihre vielhundertjährige Freiheit ohne Schwertstreich dem fremden Feinde zum Opfer falle. Selbst den verrätherischen Abgeordneten dünkte dies Verfahren allzu eigenmächtig und gewaltsam; sie bestanden darauf, zuvor der Obrigkeit Antwort zu bringen und sie wenigstens vorzubereiten. Doch der Connetable, der für solche Einreden außerordentlich schwer hörte, unterließ nicht, sie mit den schönsten Schmeichelworten ihrer loyalen Bürgerpflichten zu überhäufen, freute sich, in ihrer Gesellschaft nach Metz zu kommen, und stellte ihnen vor, wie viel Muße sie unterwegs hätten, sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen. Die Pferde wurden vorgeführt, der Connetabel bestieg das seine und lud die Herren mit höflicher Verneigung zur Begleitung ein. Sie mußten folgen, ob freiwillig oder unfreiwillig.

Als sie nun bis an die Thore gelangten, wohin sich seltsamerweise ein großer Theil des Heeres nachgedrängt hatte, erstaunte der Connetable über solcher Zudrang und bewies erschrecklichen Unwillen. Er machte sogar Miene, als wolle er, mit Ausnahme der Garde, Allen befehlen, sich augenblicklich zurückzuziehen. Während dieser Komödie aber schlichen mehrere Cavaliere wie Katzen durch die halboffene Pforte und ihnen nach die Soldaten der Garde. Mit Blitzesschnelle war das Thor von den Franzosen besetzt. Zuletzt ganz, wie aus den Wolken gefallen, erschien der Herr von Palour, an der Spitze seiner 2000 leichten Reiter. Der Connetable, der sich unterdeß von der Entrüstung erholt hatte, sagte, als er bei dem Anblick des Ritters die Ueberraschung der Abgeordneten wahrnahm: „Meine Herren, Sie können diese Leute recht wohl mit uns eintreten lassen, ich werde Sorge tragen, daß sie sich augenblicklich wieder entfernen, um dem König über den Stand ihrer Magazine Nachricht zu geben." Nach diesem Vorfalle fielen alle Schranken; soweit sie zulangte, drang die ganze Armee wie in eine eroberte Stadt hinein, und was nicht Platz fand, quartierte sich in die umliegenden Dörfer.

So fiel Metz,—eine der stärksten Gränzfestungen Deutschlands ohne einen Tropfen Blut, ohne eine Schuß Pulver. Ueber den Antheil der Schuld des Magistrats lauten die Angaben verschieden, in jedem Falle aber waren seine Gesinnungen bestochen und sein Benehmen äußerst zweideutig.

Wie?—rief hier Günzer, bleich wie der Tod und vor Wuth zitternd—soll der Magistrat dort die Schuld tragen, wo Gewalt die Stadt nahm?

Die Chronik von Metz — entgegnete Syndicus Frantz ruhig—erklärt ihn wenigstens geradezu im Einverständnisse mit den Franzosen. Es wäre dies allerdings eine Schande und eine Schmach... es wäre Verrath, niederträchtiger Verrath gewesen, auf dem der Stadt und des Vaterlandes Fluch auf ewige Zeiten ruhen müßte! Aber diesen Verrath krönte noch eine andere Schandthat: der Connetable, nunmehr unumschränkter Herr der Stadt, belohnte die Demuth und Unterwürfigkeit durchaus nicht mit Milde und Schonung. Sein nächstes Vorhaben war, den patriotischen Theil des Magistrats zu entfernen. Zu diesem Zweck legte er sich plötzlich auf das Krankenbett, indem er das bedenkliche Gichtleiden vorgab, das ihn nöthige, an den Tod und sein Testament zu denken, und berief als Zeugen dazu die Magistratspersonen zu sich, welche man ihm als feindselig bezeichnet hatte. Sobald diese aber versammelt waren, sprang er vom Bette auf,......und durchbohrte den Schöppenältesten. Zugleich stürzten sich seine Garden über die Uebrigen und mordeten sie!

Syndicus Frantz schwieg. Todtenstille herrschte im Saal. Es war Keiner hier, der sich nicht tief erschüttert fühlte.

An manches Herz klopfte das Gewissen mit eiserner Hand.

Nach Minuten peinlichen Schweigens fuhr der Syndicus fort:

Jetzt kam Straßburg an die Reihe. Frankreich's erhabener Herrscher, Heinrich II., im Siegestaumel über den unblutigen Erfolg seiner tapfern Waffen, versuchte nun auch dem Elsaß wohlwollene, uneigennützige Hülfe zuzuwenden. Er schickte Gesandte gegen Hagenau und Straßburg, und ließ um Getreide und Zufuhr bitten, und damit er ja sogleich am Platze wäre, rückte er am 3. Mai mit dem ganzen Heere durch Lothringen bis an das nahe Elsaßzabern vor. Sein Plan war unverkennbar, sich das linke Rheinufer zu unterwerfen und über den Fluß in das Innere Deutschlands einzufallen. Schon in Saarbrücken empfingen ihn die Abgeordneten Straßburgs und boten eine ziemliche Quantität Wein und Getreide an. Sie wurden damit, als zu geringen Gaben ihrer Unterthänigkeit, abgewiesen. Der König wiederholte seine Gesandtschaft; zwei Herren vom höchsten Adel kamen nach Straßburg. Sie schilderten mit beredter Zunge die große Zuneigung, welche der König gegen die deutsche Nation trüge, und mit was für Bedenken er sich in die gegenwärtige Krügsrüstung begeben, um die unterdrückte „deutsche Freiheit" zu retten. Dann baten sie in schöner Rede, dem Kriegsvolke, das Allerlei bedürfe, zu erlauben, Eines oder das Andere in der Stadt für ihr Geld zu kaufen, sowie den Handwerkern, ihre Waaren ins Leger zu bringen und feil zu bieten. Der Rath gab zur Antwort: man pflege in so wichtigen Sachen nichts zu beschließen, ohne des ganzen großen Raths Bewilligung; wenn sie die Angelegenheit berathschlagt, wollten sie ihre Meinung dem Könige erklären. Dies geschah am anderen Tage. Die Stadt erbot sich zu einer vermehrten Lieferung, verweigerte aber hartnäckig den Truppen den Einlaß. Auf diese Erklärung gerieth der Connetable, welcher, wie seither, das Commando führte, in großen Ungestüm und hielt den Gesandten eindringlich vor, „wie ihre Mitbürger doch verblendet sein müßten, daß sie nicht zwischen den Wohlthaten des Königs und dem Unfug des Kaisers unterscheiden könnten; sie sollten nur selbst mit seinem Gebieter reden, der ihnen ganz dasselbe bestätigen werde." Die Audienz bei dem Könige, der wiederholt die Rettung „der deutschen Freiheit" betheuerte, führte zu keinem Vergleich und die Gesandten kehrten unverrichteter Sache nach Straßburg zurück. Hier traf man nunmehr rüstige Anstalt zu lebhaftem Widerstand. Der Ueberfall von Lothringen und den Bisthümern hatte die Vorsicht geweckt, man war auf seiner Hut. In aller Eile wurden 5000 Mann Landsknechte als Besatzung in die Stadt gezogen, Gebäude, Gärten und Bäume, außerhalb der Stadtmauern, sowie Alles, was die Aussicht verhinderte, oder dem Feinde zum Vortheil gereichen mochte, niedergerissen und, wo es nöthig, neue Festungswerke aufgeführt. Diese ernsten Vorbereitungen geschahen den Franzosen recht ungelegen, die unter dem Schein guter Freundschaft, womit sie Metz überrumpelt hatten, auch Straßburg zu bethören glaubten. Da sie aber sahen, daß die Stadt fest, die Bürgerschaft zu tapfrer Gegenwehr gerüstet und ihr weder durch List und Betrug, noch durch gute Worte oder durch Drohungen und Gewalt beizukommen war, so fürchteten sie in einem ritterlichen Kampfe den unblutigen Sieg ihrer Waffen auf's Spiel zu setzen, brachen ihr Lager bei Elsaßzabern ab und zogen sich nach Weißenburg zurück, nachdem sie zuvor ihre Rosse im Rhein hatten trinken lassen.

So entging Straßburg, unsere geliebte Vaterstadt, damals durch zeitige Vorsicht, durch Muth und energisches Auftreten dem Schicksale der Schwesterstädte......der Beglückung des großen französischen Königs, der so uneigennützig dem schönen Lothringen die Freiheit brachte: das heißt.........der es raubte und den letzten Funken seiner Freiheit mit Hohn zertrat.

Merket dabei wohl, hochedle Herren, Metz ......verkaufte ein Würdeträger der Kirche um schnöden Lohn......an den Erbfeind seines Vaterlandes!...... Möge Straßburg nie solche Verräther finden!

Syndicus Frantz schwieg abermals; die tiefe Erschütterung aber, die seine Rede hinterlassen, machte sich im ganzen Saale geltend. Freilich bebten die Halben und die Aengstlichen vor deren Folgen, wenn sie zu den Ohren des allmächtigen Ministers oder Ludwig's XIV., selbst kommen sollte;—freilich kochte in gar manchem Herzen Gift und Galle über den muthigen kühnen Sprecher, der ihren im Dunkel dahinschleichenden Wegen auf der Spur zu sein schien und wohl im Stande war, das Aeußerste herbeizuführen;—dagegen aber jauchste auch die Parthei der Patrioten um so freudiger und begeisterter auf, und da sie—durch den Eindruck den die Rede des Syndicus gemacht—für den Augenblick moralisch das Uebergewicht erlangt hatte, verstummte jeder Widerspruch.

In der That bedurfte es längerer Zeit, bis sich die allgemeine Aufregung gelegt und die Berathung fortgesetzt werden konnte.

Ammeister Dominique Dietrich und Stettmeister von Zedlitz sprachen jetzt nacheinander.

Beide konnten, was die geschichtlichen Thatsachen betrifft, dem Syndicus nur Recht geben, verwahrten sich aber auf das Feierlichste gegen die Ansicht, als befinde sich die Vaterstadt jetzt in einer ähnlichen Lage, wie damals.

Zu jenen Zeiten—meinten sie—habe noch rohe Gewalt geherrscht, die könne ein großer König, wie König XIV., nur verachten; auch seien sie überzeugt, daß seine Majestät von Frankreich es wirklich gut mit Straßburg meine. Man möge daher den König und seine Minister doch ja nicht durch eine solch' übertriebene Auffassung reizen. Beruhigung, nicht Aufregung, sei jetzt nöthig, und der Congreß zu Frankfurt werde die Sache schon zu beiderseitiger Befriedigung ordnen. Uebrigens würden Deutschland und die deutschen Fürsten im Falle der Noth der bedrängten Stadt schon zu Hilfe eilen.

Syndicus Frantz lächelte trüb. Ach! gerade diese Schwäche, diese Halbheit, dies blinde Vertrauen waren ja die Bundesgenossen der Verrätherei, die, seiner Ueberzeugung nach, im Geheimen schon ihr Spiel mitten im Schooße des Magistrates trieb.

Was soll ein Congreß!—rief er—wo es zu handeln gilt? Sie werden uns durch schöne Reden betäuben und sicher zu machen suchen, und......wenn wir so thöricht sind, die Augen nach Frankreich zu richten......uns die Schlinge über den Kopf werfen.

Mäßigung! Mäßigung! — rief Herr von Zedlitz, dem die Angst auf dem Gesichte stand und große Schweißtropfen austrieb—was will denn Straßburg, das verlassene Straßburg, dem mächtigen Frankreich gegenüber machen? Geben wir, was den Lehnseid für die Vogteien betrifft, nach.........

Um des Himmels Willen nicht!—rief der Syndicus—das hieße Frankreich den Schlüssel der Stadt und damit jenen von ganz Deutschland überliefern!

Das ist Uebertreibung!—rief Obrecht.

Keineswegs!—entgegnete Frantz.—

Wer wird wohl glauben, daß ein Habgieriger sich an dem Schlüssel eines Geldkastens begnügen werde, er wird sich bei der ersten besten Gelegenheit über den Geldkasten selbst hermachen und das beste herausfischen.

Deutschlands Fürsten aber werden vor dem Kasten mit gezogenem Schwerte Woche halten!—fiel hier Günzer ein.— warum dies ewige Aufstacheln?

Deutschlands Fürsten?—rief der Syndicus mit finsterer Miene und schmerzbewegter Stimme.—O! sie haben uns kein gutes Beispiel gegeben. Wehe dem Vaterlande, wenn es ihnen traut!

Das ist zu viel!—schallte es aus den Reihen der Günzer'schen und Zedlitz'schen Partheien.

Zuviel?—wiederholte der Syndicus— muß ich auch hier die Geschichte für mich sprechen lassen? Liegt uns nicht ein schlagendes Beispiel nahe genug......eine Thatsache, die wir alle erlebt haben? Der unerwartete Tod Kaiser Ferdinands III.—der 23. Mai 1657—eröffnete der französischen Politik einen ganz neuen Spielraum. Es sollte der Versuch wiederholt werden, dem österreichischen Hause die kaiserliche Krone zu entziehen und sie wo möglich dem Könige von Frankreich zuzuwenden. Eine ebenso glänzende Gesandtschaft, wie einst nach Münster, wurde für den Wahltag nach Frankfurt abgesandt und Wagen voll Geld folgten ihr auf dem Fuße. „Siehe, so viel will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest", diese Worte sagte der Gesandte, Marschall von Grammont, dem einen und dem anderen der deutschen Fürsten. Und......mit 110,000 Reichsthalern und einem Jahrgeld von 40,000 Reichsthalern auf drei Jahre wurde zuerst der neue Kurfürst von der Pfalz erkauft und versprach dafür Alles zu thun, was die Gesandten von ihm im Namen des Königs verlangen würden. Ebenso war der Kurfürst von Cöln ein Mann ganz nach dem Herzen der Franzosen. Auch der Kurfürst von Mainz, dessen Vorfahren sonst stets treu am Vaterlande gehangen und den glänzendsten Versuchungen unzugänglich ge-

blieben waren, wankte in seiner Pflicht. Baiern stand natürlich, wie immer, auf französischer Seite.

Allein so tief auch die **Würde der Nation** bereits gesunken war, der **Gedanke** eines französischen Kaisers empörte doch die Gemüther. Alle Bemühungen der französischen Unterhändler scheiterten und Leopold, der zweite Sohn Ferdinand's III., wurde zum deutschen Kaiser erkoren.

Und wie......hat man in diesem Saale den rheinischen Bund vergessen?

Um den französischen Einfluß desto besser zu begründen und zu legalisiren, wurde, insbesondere durch die thätige Vermittlung des Kurfürsten von Mainz am 18. August 1658 der sogenannte rheinische **Bund** geschlossen. Die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, der König von Schweden, als Herzog von Bremen uns Verdun, der Herzog von Neuburg, die Häuser Braunschweig und der Landgraf von Hessen verbanden sich mit dem König von Frankreich zur Erhaltung des westphälischen Friedens und zu gegenseitiger Vertheidigung; namentlich machten die verbündetan Fürsten sich anheischig, daß keine Truppen gegen Frankreich durch ihre Länder ziehen sollten. Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des 30jährigen Kriegs, schien dem König von Frankreich ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche und besonders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund und durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äußerst besorgt, in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen, Denjenigen, die es verlangten, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beizustehn und sich überhaupt so zu betragen, daß die, so eine Hülfe nöthig haben, sich überzeugt halten müssen, die Freundschaft Frankreichs gewähre thnen zuverlässigeren Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt wurde, muß Jedermann einsehen, wer nicht seinen Verstand verloren hat.

Das ist es,—rief Frantz mit flammenden Augen—was wir von den Fürsten zu erwarten haben! Ein Stückchen französischer Gunst,.........einen kleinen Vortheil für sich .....und sie wenden uns den Rücken......ja! sie verrathen ihr eigenes Volk und Vaterland!......Nein, nein! nicht auf die Fürsten laßt uns vertrauen, sondern auf das Volk!

Es ist eine rühmenswerthe Erscheinung, daß in jener Zeit des Verrathes, wo insbesondere die deutschen Fürsten sich vor dem Erbfeinde der Nation zu schmachvollem Dienst erniedrigten, die treue Liebe zum Vaterlande nur noch in den Reichsstädten bei dem Bürgerthum Schutz und Zuflucht fand. Selbst Straßburg, das, losgetrennt von seiner Provinz und von Kaiser und Reich, bereits als verlorener Posten betrachtet, rings um seine Mauern das französische Feldzeichen sah, hat in der überwiegenden Mehrheit seiner Bürger bis heute, bei deutsch-nationaler Gesinnung fest ausgehalten.

Die große Mehrzahl der Bürger Straßburg's ist durchaus deutsch und haßt die Franzosen, die sich ja all' überall im Elsaß als Feinde des Vaterlandes und als Unterdrücker gezeigt haben. Stützen wir uns daher auf unser Recht, auf Mannesmuth und die Bürgerschaft unserer guten Vaterstadt, sie wird, im Falle der Noth, Muth und Ausdauer bis auf das Aeußerste beweisen! Treten wir endlich fest und entschieden auf—jetzt da es noch Zeit ist. Denken wir an Metz, Tull und Verdun!

Mit jenem vertragswidrigen, allem Völkerrecht in das Antlitz schlagenden Raub deutscher Reichsstädte und Reichslehen begann die Ländergier des benachbarten Frankreichs an seinen östlichen Gränzen sich auf eine Weise auszudehnen, daß bald auf der ganzen Länge des deutschen Gebietes keine Stelle zu finden sein wird, wo seine Integrität ungefährdet geblieben wäre. Die innere Consolidirung des französischen Staates gibt ihm dann doppelte Kraft nach Außen, die Schwäche des deutschen Reiches in seiner innern Politik macht es gegen den Feind von Außen wehrlos. Freunde! Collegen! Väter der Stadt! so weit die Geschichte reicht, ist das Betragen der Franzosen gegen Deutschland sich immer gleich, das heißt, ein feindseliges gewesen, die geographische Lage der beiden Länder, die uumittelbar an einander stoßen, an mehreren Punkten fast in einander fließen, mußte nothwendig feindliche Berührungen veranlassen. Frankreich trachtete von jeher darnach, deutsche Gebietstheile an sich zu reißen, und die „natürliche Rheingränze" ist ein alter Einfall unsrer Nachbarn. Von natürlichen Gränzen kann aber zwischen Staaten so wenig die Rede sein, als zwischen Individuen; wenn sie sich gegenseitig in einer gewissen Persönlichkeit anerkennen, treten sie in ein rechtliches Verhältniß ein, und hier bildet die Gränze nur ein rechtmäßiger Besitz, es kann gleichgültig sein, ob ein Strom oder eine eingebildete Linie sie bildet; wer das Recht nicht ehrt, den wird, wie schon Tacitus sagt, auch ein Fluß nicht aufhalten. Zu allen Zeiten, aus denen geschichtliche Denkmäler übrig sind, haben diesseits des Rheines deutsche Stämme gesessen, er ist niemals die natürliche Gränze zwischen Deutschland und Gallien oder Deutschland und Frankreich gewesen. Wo die deutsche Sprache und Sitte aufhören, wo der germanische Geist um seine Geltung kommt,......dort beginnt das neue Land.

Der Zweck, den Frankreich im westphälischen Frieden zu erhalten suchte, war eine solche Auflösung der Einheit in Deutschland, eine solche Vernichtung aller alten Grundsätze und Begriffe, die es ihm leicht machen mußte, immer den Meister im Reiche zu spielen und den lang genährten Entwurf zu verwirklichen, seinem Könige endlich die kaiserliche Krone zu verschaffen. Deswegen wurde der Grundsatz aufgestellt, daß alle deutschen Fürsten souverain seien, daß sie das Recht hätten über das Leben, die Güter und die Ehre ihrer Unterthanen, daß sie zum Beistand fremder Mächte Truppen werben könnten, daß die Fürsten und selbst die Städte nach Belieben unterhandeln und Bündnisse schließen könnten. Durch solche heillose Grundsätze hoffte man die Fürsten zu gewinnen; mit beiden Händen, glaubte man, würden sie zugreifen, um in ihrem Gebiete kleine Sultane zu werden, die Unterthanen ohne alle Scheu vor den Landständen, den Reichsgerichten, kaiserlichen Kommissionen und Executionstruppen zu plagen, und auszusaugen, oder, wie es in der feinen, von Frankreich aufgebrachten Sprache diplomatischer Artigkeit lautete, nach allerhöchsteignen Ansichten zu beglücken. Sie würden, hoffte man, immer bereit sein, die schützende Hand anzunehmen, die Frankreich ihnen darbiete; es sollte ihnen immer vorgehalten werden, sie hätten kein andres Interesse, als sich dicht an diese Macht anzuschließen, die nichts weiter wünsche, als im Stande zu sein, ihnen bei jeder Gelegenheit sogleich zu Hülfe zu kommen; es sei darum zum größten Vortheil Deutschlands, wenn Frankreich die deutschen Gränzlande besitze; es wären deßwegen auch die Forderungen so äußerst mäßig, nur das Elsaß verlange man, nur die Waldstädte, nur Breisach und Philippsburg mit den umliegenden Gegenden.

Also entwickelte sich ein Zustand der Dinge, der das deutsche Reich seinem Wesen nach vernichtete, seine Kraft auflöste, in Stücke brach und das heiligste Gut des deutschen Volkes, die freie ständische Verfassung verloren gab!

Und......o der Schmach! daß Deutschland's Kaiser, Fürsten und Volk auch jetzt wieder die Hände in den Schoos legen und dem Raube des Elsasses.........der bedrängten Lage Straßburgs unthätig zusehen!

Bei dem Allmächtigen!—rief hier in glühendem Eifer der Syndicus—das Herz zerspringt mir fast, daß ich Deutschland nicht zurufen, nicht über alle seine Gauen hinaus die Worte schmettern kann: Deutschland! du weites großes schönes Vaterland........ raffe dich auf! ohne Krieg zu wollen, ohne Eroberungssucht.........aber um deine Gränzen zu schützen und mit fester Hand zurückzunehmehmen, was man dir geraubt!

Aber wehe dir!.........wehe! .... wenn du auch ferner die Hände müßig in den Schooß legst: wisse.........wisse Deutschland—......es ist dein Verfall! Es handelt sich hier von unveräußerlichen Rechten und Pflichten; deiner Trägheit aber fällt eine Strecke deutschen Landes nach der anderen! Beginnt denn damit nicht auch der Abfall von aller politischen Einheit, von aller Thatkraft, von aller Energie? Wohin denn soll diese Thatlosigkeit führen?

O, meine Freunde, ich will es Euch sagen, wohin sie führt: fährt Deutschland so fort, so wird es ein armseliges Conglomerat ungleichartiger Bestandtheile, nie aber ein großes mächtiges Reich, das bei einem gleichförmigen Organismus einen reifen, kräftigen Staatskörper bildet. Das einzelne Interesse wird der Gesammtheit der Vorrang ablaufen;—die Bande der Unterwürfigkeit gegen das kaiserliche Oberhaupt werden sich mehr und mehr lockern;......und... da alles Bestreben der einzelnen Fürsten dahin gerichtet ist, die eigene, wenn auch noch so kleine Macht, zur Unabhängigkeit zu erheben, so wird dadurch selbst das gemeinsame Vaterland, ...ja!......... die deutsche Nationalität verloren gehen!

Mit Karl V. gab Deutschland die erste Rolle, welche es seither in der europäischen Politik besaß, aus den Händen und hat sie bis heute noch nicht zurückbekommen. Mit der Wegnahme von Metz, Tull und Verdun aber wurde das erste Zeichen für die lange Reihe von Raub und Erpressung gegeben, die Deutschland bis in unsere Zeit erduldete......und...... o! ich sehe es im Geiste kommen!........ noch erdulden wird!

(Fortsetzung folgt.)

Erwartungsvolle Schnurrbärte. In dem schwedischen „Tintamara" heißt es an der Stelle, wo die Heldin durch 16 Musketenschüsse getödtet werden soll:

„Die ernsten Grenadiere standen da mit Schnurrbärten, in denen sich vor Erwartung die Haare wie Borsten hoben."

Alt werden will jeder — alt sein niemand.

Ueber das Gefährliche der Steinbocksjagd gibt das äußerst interessante Werkchen: „Das Thierleben der Alpenwelt" folgende lebendige Schilderung. „Sie ist eine der gefährlichsten Vergnügungen und mit zahllosen Beschwerden verbunden. In der Schweiz gibt es nur noch wenige Freunde derselben, und diese nur im untern Wallis, besonders im Dorfe Seevan. Im Herbste, wo ihr Wild am fettesten ist, übersteigen sie die südlichen Berge, und suchen entweder in das Gebiet des ungeheuren Montrosastockes, oder von den italienischen Jägern unbemerkt, auf die savoischen Alpen zu gelangen. Mit wenigen Lebensmittels versehen, durchstreifen sie acht bis vierzehn Tage lang die unzugänglichen Höhen, schlafen oft auf den Steinen, oft stehend, indem sie sich umschlingen, um nicht in den Abgrund zu stürzen; denn der Steinbock läßt sich nicht jagen wie gewöhnliches Wild. Steht der Jäger nicht höher als das Thier, wenn es ihn wittert, so ist an keine Schußnähe zu denken. Deßwegen muß der Schütze früh auf den höchsten Felsengräthen sein; mit Tagesanbruch zieht sich auch das Hochwild in die Höhe. Das Uebernachten an der Schneegrenze, ohne Obdach, oft nur durch Steinetragen und Springen vor dem Erfrieren sich zu schützen, ist wohl ein Tropfen Wermuth im Becher der Jagdlust. Dazu kommen noch die Gefahren der Gletscher, des Bergsteigens und hundert andere. So erzählte uns eine alte Denkschrift, wie auf der Limmeralp ein Gemsen- und Steinbockjäger beim Gletscherübergange in eine tiefe Eisschrunde fiel. Seine Gefährten sahen ihn nicht mehr; und da sie dachten, der Unglückliche habe den Hals gebrochen oder werde der Kälte bald erliegen, befahlen sie seine Seele Gott. Auf dem Rückwege fiel ihnen ein, es könne vielleicht doch noch geholfen werden. Rasch eilten sie zu der anderthalb Stunden entfernten Hütte, fanden aber nur eine Bettdecke, zerschnitten sie zu Riemen und eilten zum Firnspalt zurück. Inzwischen war Stäri, so hieß der Unglückliche, in der grauenvollsten Lage. Beim Hinabstürzen konnte er sich in einer Verengung der Eiswände ansperren; und so hielt er sich in der Schwebe bis an die Brust im Wasser, mit den Armen sich an das Eis stemmend, in steter Todesfurcht und Todesgefahr, halb erstarrt vor Kälte.

In dieser schrecklichen Lage, sagt unser Berichterstatter, streitet wider ihn das Wasser, die Luft und das Eis; von welchen Elementen das erste ihn wollte verschlingen, das andere ersticken und durch aufliegende Schwerkraft erdrücken, und das dritte seiner Glätte wegen nicht festhalten. Da erschienen in der Luft plötzlich die Riemen; er band sie mit großer Vorsicht um den Leib und seine Gefährten zogen ihn langsam in die Höhe.

Wenige Fuß vom Rande reißt das Riemenseil, und der fast gerettete Candidatus mortis stürzt in die Tiefe zurück. Noch reichte der Rest des Seiles; aber Stäri hatte im Sturze den Arm gebrochen.

Aber dennoch gaben ihn seine Gefährten nicht auf, theilten die Riemen noch einmal der Länge nach, knüpften und banden sie so gut es ging, und ließen sie wieder hinunter.

Mit seinem gebrochenen Arme knüpfte der Jägee das schwache Rettungsmittel hoffnungslos zusammen; die Kameraden zogen, er half durch schmerzhaftes Anstemmen—und so gelang die wunderbare Rettung. Oben angelangt fiel er in eine schwere Ohnmacht und mußte nach Hause getragen werden. Sein ganzes Leben hindurch sprach er mit Entsetzen von den Stunden, die er im Eisgrabe zugebracht hatte.

Wie theuer muß ein einziges Wildstück erkauft werden! und wie verhältnißmäßig gering ist die endlich überraschte Beute! Nur eine heftige, glühende Leidenschaft treibt den Menschen dieser ungewissen Fährte nach. Aber der Jäger versichert, daß kein Wohlgefühl auf Erden dem gleiche, wenn in schußgerechter Entfernung das Wild sich zur Beute stellt.

Wochenlag ist es verfolgt, belauscht, gespürt; Schritt für Schritt hat der Waidmann den Morgen- und Abendgängen des schönen Bockes nachgestellt, vielleicht nie ihn gesehen. In den kalten Nächten hat die Hoffnung der nahen Beute die vor Frost zitternden Glieder immer neu belebt: endlich sieht er von Ferne das stattliche Thier mit den gewaltigen Knotenhörnern an der unzugänglichen Felswand liegen. Trotz Sturm und Wetter pocht das Herz eines Waidmannes hörbar, und scheut er keine stundenlangen Umwege über Eis, Klüfte und Gräthe. Er sieht das Thier nicht; er ahnt aber, daß es in seiner Lage geblieben, und endlich ist es umgangen. Behutsam blickt er vor nach dem Felsen—der Bock ist fort—hundert Schritte weiter wiegt er sich in den Lüften schnobernd, auf einer zollbreiten Felsenkante. Mit hochklopfenden Herzen, zitternd vor Hoffnung und Furcht naht der Jäger, legt den Stutzer auf—der Schuß hallt mächtig durch die stille Alpenwelt, und der sterbende Bock liegt blutend zwischen den Steinen.

Der Neidische trägt seine Strafe in sich—den Neid.

(Für den Louisville Omnibus.)

Willkommen schöner Mai.

Willkommen süßer Blumenduft!
Willkommen milde Frühlingsluft!
Und auch Du, grüner Schmuck im Hain
Sollst herzlich mir willkommen sein.

Willkommen mir vergnügte Flur
Du Lieblingstochter der Natur!
Belächle unser Freudenthal,
Du lieber goldner Sonnenstrahl!

Sei Vöglein Du willkommen mir,
Der Lenz gab neues Leben Dir;
Ich fühl es, wenn Dein Lied erschallt,
Daß mir's im Herzen wiederhallt!

Sei mir willkommen schöner Mai
Heut' bin ich wahrlich froh und frei.
Mein reinstes Glück verdank ich Dir,
Sei herzlich d'rum willkommen mir!

L.

Wochenschau.

Louisville, 29. April.

In der verflossenen Woche war unter den hiesigen Deutschen von nichts Anderm mehr die Rede, als von dem morgigen großen Fest- und Jubeltage. Wenn noch irgend Jemand Zweifel gehegt hätte, daß die ganze deutsche Bevölkerung ohne Unterschied sich an dem Friedensfeste betheiligen, und daß namentlich alle deutschen Vereine, Gewerke und Handwerke, überhaupt alle von Deutschen betriebenen Geschäfts- und Industriezweige in dem Festzuge vertreten sein würden, dessen Zweifel mußten gelöst werden, sobald er nur in eine beliebige deutsche Gesellschaft trat. Leute, welche noch nie sich an einem Umzuge betheiligten, werden es zum ersten Male morgen thun, und so dürfen wir kühn prophezeien, daß noch kein Fest und kein Festzug hier stattgefunden, die sich an Großartigkeit mit den morgigen messen können.

Unser Bedauern müssen wir darüber aussprechen, daß zur selben Zeit, wo die Auferstehung der Germania gefeiert, unsere spezielle Louisviller „Germania“ zu Grabe getragen werden könnte. Welche hochfliegende Erwartungen hatten sich an den projektirten Bau der Germania-Halle als des Brennpunktes des sozialen u. künstlerischen Lebens des hiesigen deutschen Elementes geknüpft, und jetzt soll plötzlich das ganze Projekt vor der Hand fallen gelassen und der Grund und Boden, auf dem die Halle zu stehen kommen sollte und wofür bereits über $42,000 bezahlt worden sind, wieder verkauft werden! Und das nur, weil sich Niemand findet, der im Stande, die vielerlei Meinungsverschiedenheiten, alle diese kleinen „querelles allemandes“, über die sich mit Recht von je her die Franzosen lustig machten, auszugleichen, weil wir keinen „Bismarck“ unter uns haben, der die Deutschen unter Einen Hut zu bringen versteht. Es ist zwar noch immer nicht ausgeschlossen, daß das Geld, welches der Wiederverkauf des Grund und Bodens der projektirt gewesenen Germania-Halle einbringt, nicht zum Ankauf eines andern, billigeren, Grundstücks für denselben Zweck bestimmt wird, und wir wollen darum die Hoffnung noch nicht aufgeben, daß am Ende doch noch eine, wenn auch kleinere als anfangs projektirte, Germaniahalle erstehen und uns ein so lange ersehnter Mittelpunkt deutschen Lebens gewährt werden wird.

Am Ende der heute beginnenden Woche, am Samstage den 6. Mai, haben wir von unserer Pflicht als „souveräne“ Bürger wieder einen „kleinen“ Gebrauch zu machen, nämlich Friedensrichter und Constabler in den fünf Distrikten, in die unsere Stadt eingetheilt ist, zu erwählen. Von einer besonderen „Wahlaufregung“ haben wir, wenn wir die betreffenden Candidaten ausnehmen, in voriger Woche nichts wahrgenommen, mindestens nicht unter den Deutschen, unter denen bloß Eine Aufregung sichtbar war, die Friedensfestliche. Die Befugnisse der Constabler und namentlich der Friedensrichter greifen übrigens so sehr in's praktische Leben ein, daß wir den Deutschen den wohlgemeinten Rath geben müssen, bei der Auswahl der verschiedenen Candidaten sehr behutsam zu Werk zu gehn und sich weder von Partei- noch von persönlichen Rücksichten leiten zu lassen.

Eine weit wichtigere Abstimmung als die am nächsten Samstag ist allerdings die, welche am Dienstag den 2. Mai über den Vorschlag des Directoriums der Louisville-Nashviller-Bahn stattfindet, sie von Seiten unserer Stadt in ihrem Projekte, die Bahn bis nach Decatur und von dort bis nach Montgomery in Alabama auszudehnen, durch eine Geldanleehe zu unterstützen. St. Louis wirbt vermittels der Iron-Mountain-Bahn, welche sich von St. Louis nach Columbus erstreckt, und der Northwestern-Tennessee-Bahn über Nashville und Chattannooga mit Atlanta verbindet, ebenfalls um den Haldelsverkehr des großen Südens; Cincinnati vermittels der Ohio-Mississippi-Rockport-Bahn auf der einen, und der projektirten Centralbahn auf der andern Seite um denselben ersehnten Preis. Und sollen wir in diesem Wettringen nicht völlig auf die Seite geschoben werden, so müssen wir die L.-Nashviller-Bahn nach Decatur und von dort nach Montgomery ausdehnen. Dadurch würde sie in direkte Verbindung mit dem Golf bei Mobile und Pensicola, mit dem Mississippi bei Vicksburg, mit Macon, mit Florida, kurz mit dem ganzen Süden kommen.

Am 2. Mai kommen die Stockinhaber der L.-Nashviller-Bahn zusammen, um Einsicht über den Stand der Bahn zu nehmen. Auf der am 4. in Pulaski anberaumten Versammlung der Stockinhaber der Nashville-Decatur-Bahn, auf der das Projekt der Verpachtung jener Bahn an die Nashviller Bahn ratificirt werden soll, wird es zwar in Folge der Wühlereien von Cincinnati und auch von Nashville aus nicht ohne Opposition abgehen, aber an der endlichen Ratifikation ist doch wohl nicht zu zweifeln.

Und nun gehab dich wohl, lieber Leser und schöne Leserin, bis Montag, wo wir uns im Festzuge und auf dem Festplatze begrüßen werden.

Die erblichen Räuberbanden in Indien.

Die Lehre von einem ewigen, unwandelbaren Geschick hat Räubern und Mördern in Indien, wenn auch aus Mißverständniß, eine Berechtigung gegeben und zwar, gleichwie den übrigen Kasten, in erblicher Weise. Aus diesem Grunde sind die indischen Diebe, weil das Handwerk forterbt, von Geschlecht auf Geschlecht die schlauesten, die kunstreichsten und beharrlichsten auf Erden. Diese führen lange Höhlen in einen befestigten Ort und steigen plötzlich aus der Erde hervor. Sie sind nackt und mit einem Dolch bewaffnet, so daß es gefährlich ist, sie zu ergreifen und schwer, sie festzuhalten. Jene nehmen unzählige Verkleidungen an, bis sie endlich das vorgestreckte Ziel erreichen. Sie öffnen jede verschlossene Thüre und wissen Jedem zu entkommen, nur nicht den als Wächter gedungenen Leuten ihrer eigenen Kaste. Es ist nämlich in Indien Sitte, wie auch nicht selten in Europa, das eingefangene erbliche Diebesgesindel als Polizeidiener und Flurwächter anzustellen. Diese erblichen Banden waren über ganz Indien verbreitet, nirgendswo aber zahlreicher, als gegen die Mitte des Landes, gemeinhin unter dem Namen Thag, Betrüger, bekannt. Der Ober-Statthalter faßte gleich in den ersten Tagen seiner Verwaltung diese furchtbare, bis dahin in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Verbrüderung scharf ins Auge. Mit klarem Blick des pranktischen Staatsmanns erkannte Lord Bentinck, daß diejenigen Rechtsformen, welche unter den christlich civilisirten Völkern als Schild der Unschuld gegen Unterdrückung dienen, solchen abgefeimten Schurken, wie die Thag, nur die Mittel an die Hand geben würden, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entschlüpfen. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Ein Regierungskommissär wurde ernannt, mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet; ein tüchtiger Mann, Major Sleeman, wurde hierzu erkoren.

Herr Sleeman, dessen Angaben wir folgen, war nicht an die gewöhnlichen Rechtsformen gebunden; er verfuhr nach eigener Einsicht und Gutdünken.—Die Weisheit dieser Maßregel kam bald zu Tage. In überraschend kurzer Zeit wurde der undurchdringliche Schleier, welcher bisher diesen Geheimnißbund bedeckte, vollständig gelüftet und ein Gewebe kaltblütiger Scheußlichkeiten enthüllt, das die ganze civilisirte Welt mit Entsetzen und Abscheu erfüllte. Die Thag bestanden aus einer Menge Verbrüderungen verschiedener Religionen und Kasten, die sich an besonderen Zeichen und einer eigenthümlichen Gaunersprache erkannten.

Sie wurden im Geschäfte des Erdrosselns vermittelst der Schlinge, ein altes Kriegsinstrument bei den Hindu, den Persern und Parthern, von Jugend auf unterrichtet und hielten sich, als Vollstrecker des seit dem Beginne der Zeit Beschlossenen, jeder Verantwortlichkeit überhoben. Die Knaben wurden als Kundschafter gebraucht und durften dem Mordschauspiel noch nicht beiwohnen; die Jünglinge von zwölf bis fünfzehn Jahren besorgten die Beerdigung der Ermordeten. Sobald der junge Mann Kraft und Gewandtheit zeigte, ward er in dem Gebrauche der Schlinge unterrichtet; jetzt war es seine Aufgabe und sein Ehrgeiz, sich in allen Mord- und Verstellungskünsten hervorzuthun. Ein alter, erfahrener Mörder, den er als Guen oder Lehrer hochachtet, ertheilte ihm alle Einzelheiten des Mordgeschäftserschöpfenden Unterricht. Dieser Unterricht war mit gewissen Einweihungsgebräuchen verbunden, wozu vorzüglich die Opfer, welche der Todesgöttin der Bhowani oder Kali dargebracht werden, gehören. Beruhte doch dieses ganze Mörderwesen, gleich wie die Teufelsverschwörungen im Mittelalter und selbst gewisse Sitten der Piraten und Räuber heutigen Tages, auf einem religiösen Grunde. Fühlst du keine Gewissensbisse? fragten Hindu einen Thaghäuptling, feinen, anständigen Wesens, bei Ermordung so vieler, unschuldiger Leute?

„Ganz und gar nicht“, erwiederte der Mann. „Wer fühlt wohl Gewissensbisse bei Ausübung seines Geschäfts? Hat nicht die Vorsehung uns allen ihr Geschäft angewiesen? Ich habe Niemand ermordet; ich war blos das Werkzeug in den Händen Gottes, welcher in Folge der Vergehungen eines frühern Daseins den Mord verhängte.“

„Ich beleidige Niemand“, entgegnete ein anderer Räuber einem Engländer, der mir gutwillig sein Eigenthum überläßt. Widersetzt er sich, dann werde ich ihn züchtigen und am Ende wohl auch umbringen. Verfahrt Ihr denn anders? Wir thun bloß im Kleinen, was Ihr im Großen ausführt;—jede Herrschaft ist aus Gewalt und Räuberwesen hervorgegangen.

In einem Zeitraum von fünf Jahren (1830 bis 1835) wurden über 2000 Thag eingefangen und gerichtet, der größte Theil zum Tode verurtheilt, ein anderer verbrannt und ein Dritter mit ewigem Gefängniß belegt. Die geordneten erblichen Räuberbanden sind seit der Zeit vernichtet; das Banditenwesen ist aber noch nicht vollkommen ausgerottet.

Scharfsinn der Vögel. Ein Herr Predetti, ein Schwarzer, der in St. Joe, Missouri, einen Uhren-, Gold- und Silberwaaren-Laden hält, erzählt ein Ereigniß, welches den Scharfsinn der Vögel klar beweist. Vor seiner Abreise nach Europa, wo er Waaren einzukaufen wünschte, kaufte er sich im letzten Juli in New York zwei Rothvögel, welche er seinen Verwanden in der Schweiz zum Geschenk zu machen beabsichtigte. Einer derselben entkam auf dem offenen Meere, kehrte jedoch nach kurzer Zeit ganz erschöpft auf's Schiff zurück und wurde ohne Mühe wieder eingefangen. In Hamburg in der Nacht angekommen, begab sich Herr Predetti mit seinem Vogelkäfig nach einem Hotel und ließ sein Gepäck bis zum nächsten Tage auf dem Schiffe zurück. Als er am nächsten Morgen die Vögel fütterte, entkam derselbe Vogel abermals und flog fröhlich zwitschernd dem Hafen zu. Herr Predetti gab natürlich alle Hoffnung auf, denselben jemals wiederzusehen. Als er auf's Schiff kam, um sein Gepäck zu holen, machte ihn der Capitän auf seinen Vogel, der auf der Spitze des Mittelmastes saß, aufmerksam. Alle Versuche, denselben einzufangen, blieben vergeblich. Herr Predetti erfuhr später vom Capitän, daß der Vogel das Schiff nicht verließ und auf demselben nach seiner alten Heimath zurückkehrte. Nachdem das Schiff mehrere Tage auf der See war, kam er auf's Verdeck geflogen und pickte die Brosamen auf. Es wäre da ein Leichtes gewesen, denselben zu fangen, jedoch erlaubte der Capitän dieses der Mannschaft und den Passagieren nicht. In New York angekommen, flog er noch einmal um's Schiff herum und verschwand dann auf immer.

Die Zeichensprache der Trappisten. Die Trappisten dürfen nur in der Beichte sprechen; nicht einmal das Memento mori, wenn sie einander begegnen, wie man gewöhnlich glaubt; sie bedienen sich einer Zeichensprache, um sich einander verständlich zu machen. Jedes Kleidungsstück, jedes Küchengeräth und Werkzeug hat sein besonderes Merkzeichen, ebenso alle geistlichen Würden. Wer am Daumen und Zeigefinger kaut, deutet Essen; Trinken dagegen, wenn der gekrümmte Finger die Lippen berührt. Das Gute ist eine Handbewegung gegen das Herz. Die Augen mit der Hand bedecken, heißt Schande oder Unwissenheit; in die geöffnete Hand sehen, lesen; verneinen, alle Finger mit Ausnahme des Daumens ausgestreckt zeigen; fasten, den Mund mit fünf Fingern schließen; sehen, einen Finger auf das Auge legen. Wer Brod verlangt, bildet durch den Daumen und die beiden nächsten Finger eine Rundung; um Gemüsesuppe zu fordern, benutzt der Trappist zwei Finger und zieht dann den obern schnell zurück, als wären Kräuter zu schneiden. Für den Käse werden beide Hände in Halbmondgestalt zusammengedrückt; wer Milch will, saugt am kleinen Finger; wer Obst verlangt, bildet mit allen Fingern eine Rundung; wer Wasser haben will, schließt zuerst die Finger und reibt sie dann aneinander. Will der Mönch ein Buch haben, so streckt er die linke Hand aus und berührt sie mit zwei Fingern der rechten, als wolle er in einem Buche blättern; zur Bezeichnung des Missale, der Evangelien, der Psalter, der Hymnen &c. hat man wieder besondere Zeichen.

Einladend. Ein Fremder tritt in das Haus eines Kaufmanns, an welchen er ein Empfehlungsschreiben abzugeben hat und findet im Vorzimmer einen Herrn, welcher eben im Begriff war, seinen Hund zu prügeln. Derselbe fragt ihn:

„Wen suchen Sie?“

Fremder. Kann ich die Ehre haben, Herrn Nietzel zu sprechen, ich habe einem Brief an ihn.“

Kaufmann. „Der bin ich selbst: gedulden Sie sich einen Augenblick—Einer nach dem Andern.“

Lesewuth der Augsburger. Wer dort an öffentlichen Orten sicher sein will, daß man ihm den Hut nicht entfremde oder verwechsele, der lege ein Buch hinein, man hat davor so eine heillige Scheu, daß ihn Niemand anrührt.

Stachelmeier.

Jerusalem in der Nähe von Louis will, 29. April 1871.

Jeliebte Rehdachsion!

Hurrah, nu is endlich morgen der jroße Dag, an dem wir hier uns freuen werden, det der olle Philister Napolium jetzt im Busch bei Chiselhurst mit seine Eujenie und den Kugelspritzenentdecker Lulu herumkrauchen muß. Wenn mir Eener det vor eenem Jahr jesagt hätte, dann hätte ick ihm für so verrückt wie nur möglich erklärt und vor Aerger keenen Kartoffelpannkuchen mehr jejessen, wat überhaupt in meine Familie immer sehr beschwerlig is, weil wir aus neun Mann bestehen und unner diese Umstände immer sehr viele Kartoffeln jerieben werden müssen. Det hat aber Nischte damit zu thun, wat ick sagen wollte, denn der Napolium ißt wahrscheinlich jetzt keene Kartoffelpannekuchen, sondern löffelt die Suppe aus, die ihm vom Schwager Bismarck injebrockt worden is. Det hat aber wieder Nischte mit dem zu thun, wat ick heute in meinem Alles durchbohrenden Jefühl sagen wollte, ick wollte man nämlich bloß schreien, det et durch die janze Welt und die benachbarte Dörfer Louisville, New Albany und Jeffersonville zu hören is, nämlich det jetzt wieder

FRIEDE

in Deutschland is. Juchhe! Und morgen feiern wir det Friedensfest und ick als ehrsamer Schuster betheilige mir bei demselben.

Sie, jeliebte Rehdachsion, könnten stolz druf sind, wenn Sie ooch een Schuster wären, ick sage Sie, wir werden uns morgen eklich zeigen und die janze Schneiderjilde ausstechen, die erst een Bügeleisen sich ant Been binden muß, wenn der Wind se nich aus dem Wagen in die Luft schmeißen soll. Wat Sie sich, jeliebte Rehdachsion, ant Been binden, weeß ick nich, ick glaube, Sie binden sich lieber wat an der Kehle, det is nämlich ooch nich bitter.

Wenn ick an die Kehle denke, da fällt mich immer der Herbergsvater in, weil der vor meine Kehle sorgt. Letzte Woche is er, nämlich der Herbergsvater, mit eenen Ale-Brauer aus Madison und eenen Ale-Händler aus Louisville uf den Fischfang nach Madison jejangen. Uf welche Art die drei Schentelmänner dort hinjekommen sind, wissen se selbst nich, erst in Madison kommen se wieder zur Besinnung, weil diese Stadt noch nich von die Cultur beleckt is und bloß eenen eenzigen Stadtmarschall, der aber 300 Pfund wiegt, hat, aber keene Polizei. Die drei Schentelmänner von Louisville haben sich natürlich janz manierlich benommen, sie haben keene Klingelzüge abgebissen, ooch sich nich uf'n Kopp jestellt und ooch keene Hühner jestohlen. Aber der jescheidte City Marschall von Madison, der oben jenannte Dreihundert-Pfünder hat eene feine Nase jehabt und hat jedacht, det es mit die Drei nich seine Richtigkeit hätte und det et wahrscheinlich Kuklurer aus Kentucky wären. Wie er aber jesehen hat, det die drei etwas Stärkendes nich verschmähten, da hat er seinen Irrthum erkannt und nich mehr vor die Sicherheit der Stadt jesorgt, sondern sich an den Tisch jesetzt, wo ihm der Herbergsvater fürchterliche Jagd- und Fisch-Jeschichten vorjeschwindelt hat. Namentlich hat er ihm über den Zweck, die Ufjabe, den Fang und den Verbrauch von die Morcheln schreckliche Bären ufjebunden. Er hat jesagt, det Morcheln am besten schmecken, wenn se in Häringswasser mit Essig und Zwiebeln zubereitet würden und der hohe Polizeibeamte in Madison hat sich Allens ufjeschrieben und wird sich heute een solches Jericht mit seine Familie, die aus lauter Zweihundertpfündern besteht, anschaffen. Dem City Marschall war am nächsten Tag aber von Alledem so dumm jeworden, det er sich inbildete, er sei ooch eene Morchel. Vom Herbergsvater konnte ick übrijens nischte erfahren, wat Allens in Madison jescheben wäre, und da habe ick durch Schliche in Erfahrung jebracht, wat dort Allens begangen wurde. Weil se nämlich keene Fische nich fangen konnten, so haben se mit eenen Madisoner jewettet, det er nich uf een Schwein reiten könne. Der Madisoner aber war een strammer Mann und dachte, wenn er uf een Pferd sitzen könne, so könne er detselbe Experiment ooch mit een Schwein versuchen. Wie also det erste Schwein sich näherte, da springt der Madisoner druf.

Det Schwein aber war solche Ueberraschungen bei seine jemüthliche Natur nich jewohnt, sondern jing im Jalopp durch, wälzte sich in Dodesangst jegen eenen Zaun und der kühne Reiter fiel nich alleene runner, sondern that sich ooch an die edelsten Körpertheile sehr weh. Die drei Fischer haben den Mann sehr bedauert, innerlich aber jejrieslacht, weil derselbe ooch noch seine Wette verloren hatte und tüchtig ufsahren lassen mußte. Bei det schöne Jeschlecht in Madison soll kein Unjlück während die Anwesenheit von die drei Männer passirt sind, wat mir sehr von wegen den Standpunkt der alljemeinen Moral freut.

Weiter kann ick Ihnen Nischte schreibe, weil ick schonst janz Friedensfest bin und mir immer mehr bejeistere, womit ick mir unnerzeichne als Ihr patriotischer

Stachelmeier,
mit die Jagd- und Fisch-Romanzen.

Ein neues Lied.

Daß Rebensaft begeistern kann,
Wag's keiner zu bestreiten;
Beim Glase Wein vergißt der Mann
Des Lebens finst're Seiten;
Doch will der Mensch recht glücklich sein,
So muß er herzlich lachen,
Denn ganz vergnügt kann doch der Wein
Die Menschen noch nicht machen.
Des Lebens rechten Hochgenuß
Gewährt gar gern der „Omnibus"!

Ein frohes Lied hat Zauberkraft
Die Seele zu erheben;
Ein Rundgesang bei'm Rebensaft
Kann Alle neu beleben.
Zum Lied' zum Wein' gehört der Scherz,
Erst, wenn wir herzlich lachen
Genießt so recht das gute Herz
Und Geist und Sinn erwachen.
Wünscht Jemand einen Hochgenuß,
So lach' er mit dem
£ Omnibus.

Lieber Omnibus!

Der Stachelmeier ist doch ein giftiger Mensch; er hat uns mit seiner Satyre so gebissen, daß Sie uns wohl eine Flasche Balsam herüberschicken müssen, um die fühlbaren Wunden zu heilen. Sie werden sich natürlich zu diesem Vergleich verstehen, widrigenfalls wir uns rächen müßten bis in's dritte und vierte Glied und wissen Sie, wie wir uns revangiren würden? Dadurch, daß wir schweigen; wenn Ihr sehr gelungener Humorist dann von der Gelbsucht heimgesucht wird, so mag er dies auf Rechnung seiner Festsatyre schreiben.

Bei dem schönen Frühlingswetter unterhalten wir uns in Quast's Sommergarten (dem größten derartigen Vergnügungsplatze in den Ver. Staaten) über die höchst wichtige Angelegenheit, wie wir den ansehnlichen Nettoertrag des Versöhnungsfestes am Besten den Wittwen und Waisen im alten Vaterlande übermachen können; wir möchten es vermeiden, daß die bedeutende Summe von sage vier Hundert Dollars nur um das Geringste zusammenschmilzt. Daß wir hier ökonomisch hausen, brauche ich Ihnen wohl kaum mitzutheilen; glauben Sie es getrost, daß unsere Sympathie mit den Dürftigen in Deutschland nicht eher verrauchen wird, bis wir das liebe Geld in Sicherheit wissen.

Wir haben es ganz bedeutend den dortigen Zeitungen entnonnen, daß die Deutschen Ihrer Stadt mit der Bewilligung der österreichischen Landwehr am ersten nächsten Monats auch ein Friedens- und Versöhnungsfest zu feiern gedenken. Da wir nun ihnen den Fingerzeig gegeben haben, wie man bei großen festlichen Gelegenheiten zu Werke geht, so dürfen wir wohl annehmen, daß sie etwas Erhebliches auf die Beine bringen. Machen sie ihre Sache gut, denn von uns dürfen sie nicht erwarten, daß wir Großmuth üben.

New-Albany, 12. April 1871 £.

Wahre Anekdote Scheintodter.

Zu P*** hatten zwei Reiche in Folge eines fast verjährten Familienhasses sich ewige Feindschaft geschworen. Da fügte es der Zufall einst, daß der Diener des Einen plötzlich starb. Der Tode wurde, nach dasiger Sitte, nach Verlauf von 24 Stunden beerdigt. Der Andere gerieth, nachdem er dies erfahren, auf den böslichen Einfall, diesen Umstand zum Verderben seines Feindes zu benutzen und diesen als heimlichen Mörder seines Dieners der Gerechtigkeit zu überliefern. Um dieser Anklage den Schein der Wahrheit zu verschaffen, beschloß der Unheilstifter im Bunde mit einigen andern Vertrauten, den kaum begrabenen Leichnam des verstorbenen Bedienten im Dunkel stiller Nacht wieder auszugraben, und ihn durch Schläge solchermaßen zuzurichten, daß man die Merkmale eines gewaltsamen Todes daran erkenne. Wie dieses Bubenstück beschlossen worden, so ward es ungesäumt auch ausgeführt. Der aus seinem Grabe geholte Leichnam wurde aufrecht gestellt, und schon hatte man begonnen, ihn unbarmherzig mit Prügeln durchzugerben, als plötzlich der Tode zum Entsetzen seiner Henker bewegte, stöhnte, Zeichen des Lebens von sich gab und endlich die, welche ihn prügelten, flehentlich bat, ihn doch nicht todt zu schlagen. Die Thäter aus Furcht die Flucht ergreifend, eilten vom Schauplatz einer Unthat, welche eben so feindselige Anschläge gegen den Körper des armen Bedienten, als gegen die Ehre seines Herrn zum Zweck gehabt hatte, und überließen den Erstere[n] seinem komisch-traurigen Schicksale. Durch eine so unwillkürliche Erschütterung in's Leben zurückgeprügelt, suchte der arme Teufel die nöthigen Kräfte zu sammeln, um, eingehüllt in sein Leichentuch, wo möglich die Wohnung seines Herrn zu erreichen. Seine plötzliche Erscheinung verbreitete keinen geringen Schrecken im Hause, weil alles, was da lebte, in der Erscheinung des Verstorbenen ein leibhaftes Gespenst zu erblicken glaubte. Nicht ohne Mühe gelang es dem Auferstandenen, die vor ihm Fliehenden zu überzeugen, daß er kein Gespenst, sondern ein Lebender sei, und dem schrecklichen Unglück lebendig begraben zu bleiben, nur durch das Ereigniß entgangen sei, welches er seinem erstaunten Herrn mittheilte, und als Beweise ihm die blauen Flecken und die Beulen zeigte, die an seinem Körper deutlich zu sehen waren. Der scheinbare Tod des auf eine so seltsame Weise in's Leben Zurückgerufene, war eine Art Starrkrampf gewesen, der ihn zwar aller Kräfte beraubt, jedoch nicht gehindert habe, Alles zu sehen und zu hören, was man mit ihm vorgenommen, als man, ihn todt glaubend, begraben hatte, ohne daß es ihm, obwohl noch lebend, möglich gewesen, ein Lebenszeichen von sich zu geben. So habe er mit Schaudern hinab sich senken fühlen in die Gruft, woselbst er luft- und hülflos eines wirklichen schrecklichen Todes hätte sterben müssen, wenn man nicht aus dem Grabe ihn geholt, um ihn wieder lebendig zu prügeln. Solchermaßen entdeckte man das heillose, gegen seinen Herrn geschmiedete Complott, und dieser verdankte seine eigene Rettung einzig nur der gewaltsamen Wiederbelebung seines Dieners, den er übrigens für die unangenehme Art entschädigte, mit welcher seine Auferstehung bewirkt worden war.

Einem Herrn Thorton in Frankfurt träumte in einer Nacht zweimal, sein Gärtner ermorde die Köchin. Durch Wiederholung des Traumes aufgeschreckt, eilt er mit dem Nachtlichte hinunter, um nach der Stelle zu gehen, wo seinem Traume nach die That geschehen sollte. Es war 4 Uhr, Mondenschein und Kälte. Als er nun eben, den kürzesten Weg nehmend, durch die Küche in den Garten will, findet er hier die Köchin weiß angezogen, wie sie die Haube aufsetzt und den Mantel umhängt, als wenn sie verreisen wollte. Auf seine Frage entdeckt sie ihm, sie sei im Begriffe, sich mit dem Gärtner trauen zu lassen, der am Ende des Gartens mit Pferd und Wagen warte, um sie nach dem benachbarten Dorfe zur Kirche zu führen. Thorton sagte ihr hierauf, er habe zwar gegen die Heirath nichts einzuwenden, finde aber die Verheimlichung höchst sonderbar, und sie möchte nur einige Augenblicke warten, bis er wiederkomme, indem er vorher mit dem Gärtner sprechen wolle. Als er an den von ihr bezeichneten Ort kam, war weder der Gärtner noch Pferd und Wagen zu sehen. Er ging nun weiter nach dem Platze, den er im Traume gesehen hatte, und hier arbeitete ein Mann, der ihm den Rücken zugekehrt hatte, sehr eilfertig an einer Grube, die so lang, breit und tief war, wie ein Grab auf dem Kirchhofe. Thorton nähert sich leise und ergreift den Mann bei der Schulter, dieser sieht sich erschrocken um, erkennt seinen Herrn und fällt in Ohnmacht. Das Uebrige kann sich Jeder selbst hinzudenken.

Man lebt nur einmal. Es ist nicht möglich, bündiger und bestimmter das Glaubensbekenntniß des Materialismus und die Verläugnung aller Religion auszusprechen, als mit dieser im gewöhnlichen Sinne verstandenen Phrase.

Der erste deutsche Ball in San Franzisko.

Die ersten Anfänge der Deutschen, in Amerika die heimathliche Lust und Gemüthlichkeit einzuführen, sind immer voll des ergötzlichsten Humors und so geben wir hier auch der Schilderung des „ersten deutschen Balles in San Franzisko" Platz, wie sie die Cal. Chronik in gelungener Weise giebt.

1849 stand in Jackson Straße das Hotel von Fuchs und Fischer. Damals, als dieses Hotel noch in Flor war, waren die goldenen Zeiten Californiens. Man hatte Geld genug und lebte herrlich und in Freuden. Die Einwanderung war bedeutend im Gange, und der Deutschen gab es schon genug, um das Bedürfniß nach gemeinschaftlichen heimathlichen Vergnügungen anzuregen. So ging die Idee, einen Ball abzuhalten, eigentlich aus einem gemeinschaftlich gefühlten Bedürfniß hervor, und dieselbe verwirklichte sich im Winter 1849 auf 50 in dem erwähnten, für die damalige Zeit gut eingerichteten Hotel. In der Mitte war ein Corridor, auf dessen beiden Seiten sich Zimmer befanden, und der zu einem großen hübschen Saale führte. Die Straßen waren in einem schrecklichen Zustande, und der Morast und die Löcher erinnerten eher an ein Stückchen vorweltlichen Chaos, als an eine aufblühende Stadt. Kein Wunder, daß man also den Werth der hohen Wasserstiefel, welche den Männern bis an den Leib zu reichen pflegten, besonders anerkannte, und daß auch das zarte Geschlecht sich sehr häufig derselben bediente; denn gegen die Elemente boten sie jedenfalls den besten Schutz. Im ersten Stock des Hotels „Fuchs und Fischer" befand sich zur Bequemlichkeit der Balltheilnehmer eine Garderobe, wo die Herren gegen eine Vergütung von einem Dollar sich ihrer Wasserstiefel entledigen konnten.

Das rothe Hemd hatte schon aufgehört, die ausschließliche Nationaltracht zu sein. Europäische Kleidung, freilich nicht nach der neuesten Pariser Mode, war deshalb auch auf dem Balle eingeführt, und die Wenigen, welche in ihren langen Stiefeln im Saale erschienen, hatten wenigstens den Anstand insoweit gewahrt, sich vorher auf diesen ledernen kolossalen Bekleidungen einen zweifelhaften Glanz hervorzaubern zu lassen. Bei allen Herren war ein ungeheurer Aufwand hoher stehender Vatermörder auffallend, welche als eine besondere Verherrlichung der Gelegenheit betrachtet werden konnte. Auch machte sich hier und da eine weiße Weste bemerkbar. Das Entree war auf zehn Dollars festgesetzt; die Musik bestand aus fünf der besten Musiker. Das ganze Arrangement zeugte von gutem Ton, namentlich machte sich eine Galanterie gegen die Damen geltend, welche man eigentlich nicht unter den primitiven Verhältnissen San Franziskos hätte voraussetzen sollen.

Mit welch bangen Gefühlen wurden nicht die Damen erwartet, welche ungefähr dreißig an der Zahl erschienen, und aus Deutschen, Engländerinnen und Irländerinnen bestanden. Daß die Töchter und Frauen der deutschen Pioniere mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurden, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Dem schönen Geschlechte legte man damals besonders hohen Werth bei. War es da zu verwundern, daß einzelne Herren sich besonders um die Damen verdient machten? Mit welcher Galanterie hatte nicht ein damaliger Jüngling und Apotheker, später Doktor, und von hier nunmehr nach einem milderen Klima übergesiedelt, die Damen auf Pferden abgeholt, wie sorgte er nicht für deren Comfort und die Wiederherstellung einer in Unordnung gekommenen Toilette! Der Ball begann, man tanzte alle möglichen Tänze, und die Männer steigerten sich noch in ihrem Enthusiasmus für die Damen und den ersten deutschen Ball in den kleinen Zimmern, wo sie in einzelnen Gruppen zur Ehre des Tages eine Unsumme Champagner vertilgten, hauptsächlich „Jackson fils," welche Sorte besonders beliebt und in Ueberfülle im Markte war. Aber es war Eine, welche auf Alle einen gleichmäßigen Zauber ausübte. Jene zarte Gestalt, jenes dunkle Haar und jene himmlischen blauen Augen, jenes bleiche Antlitz und das einfach weiße Kleid mit dem grünen Sträußchen an dem wallenden Busen, wessen Herz hätte da unbesiegt bleiben können! Und noch jetzt, nach zehn Jahren, nach so vielen Stürmen, steht das Bild der Einzigen frisch vor meiner Seele. Wie schwebte sie dahin, einer Lilie gleich, und wie viele Schmetterlinge schwebten um sie herum, wenn auch nur californische, und auch der Jüngling und Apotheker war einer der Aufmerksamsten. Freilich kein Schmetterling für diese Blume allein, denn seine Liebe, Theilnahme und Sorge erstreckte sich auf alle Damen. Er war so zu sagen der „Universal-Scherwenzel." Sein Ruf hätte auf diesem Balle für ewige Zeiten in die Annalen der Frauenwelt eingetragen werden können, wäre nicht der unvergeßliche und galante Capitän der „Diana" erschienen. Sollten ihn je diese Zeilen erreichen, er selbst würde zugestehen, daß jener Ball in der Geschichte des deutschen Lebens am stillen Ozean wirklich Epoche machend dasteht.

Von 9 bis 12 Uhr währte der Ball zur allgemeinen Befriedigung, und wurde durchgeführt mit einem Ceremoniell, gegen welches selbst ein eingefleischter Anhänger des Alberti'schen Complimentirbuchs keine Einwendung hätte machen können. Die Versammlung vergnügte sich zwischen 12 und 1 Uhr bei einem Soupe, welches an Speisen Alles bot, was San Francisko zu damaliger Zeit zu liefern vermochte. Die Weine waren vorzüglich, die Qualität wetteifere mit der Quantität, und bis auf den heutigen Tag ist es unentschieden geblieben, welche „tät" eigentlich den Sieg davon getragen. Soviel ist gewiß, daß niemals in Bezug auf Getränke Californien vernachlässigt wurde, so stiefmütterlich man es auch sonst von fern her behandelte.

Die allgemeine Befriedigung, welche bis jetzt der Ball gewährte, und die überschwengliche Freude, welche man zum ersten Male im Kreise von Damen empfand, hatte die natürliche Folge, daß Einzelne ihren Gefühlen durch Toaste Luft machten. Sie wurden alle mit Enthusiasmus aufgenommen, obgleich keine Abwechselung stattfand, denn alle galten nur der Verherrlichung der Damen. Ungefähr sechs Toaste wurden ausgebracht, und jeder Redner—es war unverkennbar—stand unter dem Einfluß der Einzigen mit dem blassen Antlitz und den blauen Augen.

Nach aufgehobener Tafel—es war damals schon so wie heute—begann das Tanzen von Neuem. Der Tanz wurde leidenschaftlicher, wie auch alle Anwesenden aufgeregter waren wie zuvor. Das Gespräch in einzelnen Gruppen der Herren wurde lebhaft, und es stellte sich, je weiter die Zeit vorrückte, auch eine Periode ein, welche man die excentrische nennen könnte, eine Periode, in welcher es kein Mittelding gibt zwischen Freundschaft und Feindschaft, in welcher das Gefühl ganz auf Schrauben gestellt ist. Wehe dem, der dann mißverstanden wird!

Bis jetzt hatte das höchste Decorum geherrscht, allein der verhängnißvolle Moment blieb nicht aus. Unser alter Freund, der Capitän der „Diana," glaubte plötzlich einen seiner Freunde beleidigt, und gerade durch einen der Wirthe. Die Sache mußte ausgeglichen werden, und da man damals kein Freund von langen Prozessen war, so ergriff er mit der einen Hand den Fuchs bei der Cravatte, mit der andern den Fischer bei den Haaren, und mit einer souveränen Verachtung jeglicher Tanzordnung schleifte er beide durch den Saal. Die nächste Folge war eine der interessantesten Verwirrungen, welche je in San Franzisko stattgefunden. Die Damen traten auf Stühle und Tische, gleich als ob sie sich vor Mäusen hätten retten wollen. Die Herren sprangen vermittelnd zur Rettung der Wirthe herbei, und Alles löste sich auf in einen ungeheuren Knäuel, aus dem man keine Person mehr unterscheiden, sondern nur noch einzelne Köpfe, Beine und Arme erkennen konnte.

Obgleich es jetzt wie Fabel klingen mag, es ereignete sich dennoch, daß der Held der ganzen unverhofften Scene und dadurch natürlich auch der Held des Abends, nach der endlichen Entwirrung des Knäuels, wie ein Triumphator sich im Saale umherbewegte und bei den Damen wegen des kleinen Intermezzo um Entschuldigung bat. Der Ball hatte indessen damit sein Ende erreicht.

Der Leser möge sich nun nach dem Mitgetheilten nicht unnöthigen Besorgnissen hingeben. Er möge nicht erwarten, daß das Vorgefallene noch später zu Gewaltscenen oder Duellen geführt. Die Deutschen sind ein gründliches Volk, und so wurde denn auch allerseits der Veranlassung zu der Störung nachgeforscht. Da stellte es sich denn heraus, daß Alles aus einem einfachen kleinen Mißverständniß hervorgegangen. Was blieb nun übrig, um Alles wieder ins Geleise zu bekommen? Weder Fuchs noch Fischer konnten es über sich gewinnen, auf dem so schönen Feste auch nur die zarteste Spur von Mißhelligkeit sitzen zu lassen, denn es stand nun einmal fest, der erste deutsche Ball sollte und muß auch ein erstes und zwar glorreiches deutsches Verbrüderungsfest sein. Da floß nun der Champagner aus unversiegbarem Quell, und zwar immer „Jackson fils," und man trank Brüderschaft bis Alle in dem einen Gedanken aufgingen, daß Alles doch ein Ende haben muß, wenn die Natur unerbittlich ihre Rechte fordert.

Erschöpft legte ich mich nieder auf mein californisches Lager. Aber ich träumte einen schweren Traum. Mir träumte, daß der Capitän der „Diana" mir das bleiche Wesen mit den blauen Augen gewaltsam entführt habe. Ich war in der hitzigsten Verfolgung begriffen, schon konnte ich beide erblicken, ich spornte mein Pferd immer mehr an, das Blut floß aus dessen Lenden — ich kam immer näher, schon hörte ich ihre Stimme mich um Rettung anrufen — da wurde ich aufgeweckt durch — einen Tropfen Wasser, der mir durch das Dach auf die Nase fiel, u. durch diese Kleinigkeit war sie hin die Poesie des Traumes, das schöne Bild des bleichen Angesichts und den blauen Augen. — Welch prosaisches Land, dieses Californien! dachte ich, und wickelte mich fester in meine Decken ein.

Ein Himmel war's der mir verloren ging.

Nur eine Wolke, die vorüberzieht!
So spöttelst Du.–Und ist mir nicht gegeben
Ein Dasein, das so selten sonnig blüht?
Warum, warum verbitterst Du mein Leben? —
Ein kalter Blick, ein hartes Wort, und trübe
Macht meinen Tag dies Etwas, so gering; —
Gering? — O nein, denn wisse, meine Liebe,
Ein Himmel war's, der mir verloren ging!

Blick' ich zu Dir, nur um ein kleines Zeichen,
Ein Lächeln ach, von Deinem holden Mund,
Du aber suchst der Bitte zu entweichen,
Wie krankt mein Herz dann, das noch jüngst gesund.
Du folgst der Stimmung, folgest Deiner Laune,
Und diese Laune, dieses flücht'ge Ding,
Raubt mir so viel. — Ja, wisse und erstaune:
Ein Himmel war's, der mir verloren ging!

Das kleine Lied, das mir so süß geklungen,
Wenn meine Seele schwer mit Trübsinn rang,
Ich bat Dich leis': O sing' es! — Nicht gesungen
Hast Du's. O sag', was Dich zu schweigen zwang.
Wohl ist's ein Hauch nur, und so schnell verflogen,
Wo wäre Noth, daß solch ein Lied erkling'?
Mir aber ward damit so viel entzogen:
Ein Himmel war's, der mir verloren ging!

Denk ich zurück, still aneinander reihend
Die Wonnen alle, die ein Augenblick,
Als kleine Wolke seine Schatten streuend,
Geraubt am Leben mir, am höchsten Glück,
Dann — doch genug — ich schaue nicht mehr trübe,
Weil ich ein Eden ja in Dir umschling':
Dein Lächeln theilt die Wolke schnell, o Liebe,
In der ein Himmel mir verloren ging.

Liebe im Tode.

Wenn ich Ihrem Wunsche zufolge das wichtigste und zugleich schrecklichste Ereigniß meiner Vergangenheit niederschreibe, so wollen Sie Ihren Lesern versichern, daß sie ein Stück wirkliches Leben zu hören bekommen.

Meine Eltern waren als wohlhabende Leute, schon als ich noch ein kleines Kind war, eingewandert, hatten sich schnell auf der eigenen Farm mitten unter Amerikanern, amerikanisirt, und ich ward mit den Söhnen der umwohnenden Pflanzer als vollständiger Amerikaner erzogen. Meine Eltern stehen noch heute, wo ich ein alter Mann bin, im hellsten Lichte vor mir und ich wünsche nur, daß meine eigenen Kinder mit denselben Gefühlen meiner gedenken mögen, als ich meines freundlichen Vaters und meiner herzigen, süßen Mutter.

Noch muß ich ein anderes Mitglied unserer Familie erwähnen, ein Mädchen, welches bei dem Tode eines Jugendfreundes meines Vaters zur Waise geworden und von dem Letztern an Kindesstatt angenommen war. Sie war das einzige Geschöpf, das sich mit mir in die Zuneigung meiner Eltern theilte und unsere gegenseitige Liebe war zu aufrichtig, um der Eifersucht Raum zu geben.

Sie war ein kleines, elfenartiges Wesen, ganz einer Blume auf schlankem Stengel ähnlich, und wir hießen sie deshalb Lily. Der Name entsprach vollkommen ihrem Charaker, einer Lilie gleich hielt sie den lächelnden Blick im Sonnenschein des Friedens empor und beugte ihr Haupt vor dem kleinsten Sturm. Sie war einige Jahre jünger als ich und noch erinnere ich mich mit Freude meines kindisches Stolzes, den ich bei Beschützung dieser lieben kleinen Fee empfand. Unmöglich konnte das Herz eines Kriegers im Kampfgewühl stärker schlagen, als damals das meine, wenn Lily in irgend einer eingebildeten Gefahr zu mir um Schutz aufblickte. Oft war es ein Hase, harmlos wie sie selbst, bald ein vom Brande geschwärzter Baumstumpf, der sie in Angst versetzte, ja oft erschrack sie selbst vor einem gefiederten Bewohner des Hühnerhofes. Alle diese Gefahren von ihr abzuwenden, erforderte gewiß keinen großen Muth, aber ich fühlte in meinem Knabengemüth eine eigenthümliche Aufforderung, über ihre Sicherheit zu wachen. Auf diese Art schwand unsere Kindheit dahin, der Jugendmittel wurde von keiner Wolke getrübt, bis ich das sechzehnte und Lily das vierzehnte Jahr erreichte. Da fanden es meine Eltern für gut, daß ich eine höhere Schule besuchen, dann fremde Länder sehen, mich überhaupt in das Unvermeidliche einer modernen Erziehung fügen solle. Nie werde ich die Abschiedsscene vergessen; — wie Lily, meinen Nacken umschlingend, an mir hing und so bitterlich weinte, als solle ihr Herz brechen; und wie mein Vater sie von mir losmachte, ihr lächelnd versprach, daß Willie bald als Mann zurückkommen und sie dann dessen liebe kleine Frau werden solle.

Ich blickte das überrascht aufsehende Mädchen an, sah wie sich eine entzückende Verschämtheit über das kleine Gesicht breitete, hörte meines Vaters herzliches Lachen—und ging in die Welt mit einem neuen Gedanken in meinem Kopfe und der ersten Liebe in meinem Herzen.

Von da an erschien sie mir in einer neuen Gestalt, meine Phantasie wurde nur von ihrem Bilde ausgefüllt; wir wechselten regelmäßig Briefe und als ich in der Ferienzeit die Heimath besuchte, fand ich sie zur Jungfrau herangewachsen, liebenswürdiger als jemals, aber nahm auch eine Aenderung in ihrem Betragen gegen mich wahr. In ihren Briefen brachte sie vergangene Vorfälle, Scenen aus unserer Kindheit, alte kleine liebe Geschichten in Erinnerung — jetzt wollte sie deren keine mehr erwähnen; wünschte ich mit ihr einen Spaziergang zu machen, so fand sie gewiß eine augenblicklich nothwendige Beschäftigung, hatte ich es gar auf eine trauliche Unterhaltung abgesehen, so war die Seite in einem Buche, in welchem sie blätterte, so interessant, daß ich diese vorlesen mußte. Niemals war sie um eine Ausflucht oder Entschuldigung verlegen, um die Erneuerung unserer ehemaligen vertrauten Verhältnisse zu hintertreiben. Mit meinen Eltern war sie dasselbe kindische, spielende Mädchen, mir gegenüber jedoch die vollendete, reife Jungfrau. Ihr Betragen war mir ein Räthsel und begann mich mehr und mehr zu beunruhigen.

Der bestimmte Tag meiner Abreise nach Deutschland, wo ich drei Jahre verbleiben sollte, kam heran, — vergebens suchte ich nach einer Gelegenheit, ihr mein Herz auszuschütten und um den Grund ihres veränderten Wesens zu fragen — und so ging ich zu meiner Mutter, mich ihr offen und freimüthig entdeckend. Noch jetzt fühle ich ihre weiche Hand auf meiner Wange, wie ich mich schmeichelnd zu trösten suchte, sie rieth mir, mit Lily gerade und deutlich zu sprechen und entschuldigte das Betragen des Mädchens einfach dadurch, daß ich jetzt ein ausgewachsener junger Mann und nicht mehr der kleine Willi von ehedem sei.

Als ich das Zimmer verließ, kam mir Lily in der Vorhalle entgegen. Ich ergriff ihre Hand und sagte im alltäglichen Tone: „Lily, laß uns den letzten Abend zusammen zubringen, ein Gang durch den Garten wird uns Vieles aus unserer Kindheit in frische Erinnerung bringen!"

Sie schützte wiederum eine Arbeit vor, die am Abend beendigt werden müsse und wollte sich mir entziehen.

„Bist du eigensinnig oder gefühllos, Lily?" fragte ich sie, „oder wie soll ich mir einen Wechsel in deinem Wesen erklären, der mich mehr peinigt, als du wohl weißt?"

Sie sah langsam zu mir auf, und ihr Gesicht färbte sich vom Nacken bis an die Stirn karminroth.

„Du hast dich geändert, Will," entgegnete sie, „du sprichst oft Worte, aus denen ich nur verstehe, daß du nicht mehr mein Bruder sein willst. Ich werde von Anfang bis zu Ende des Jahres gemartert, weil ich nicht—" sie schwieg, bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und der Purpur ihres Gesichtes begann einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Blässe zu weichen. Ich wollte sie näher an mich ziehen, aber ehe ich ein anderes Wort finden konnte, entwand sie sich meinen Händen, floh die breiten Stufen hinauf und in demselben Augenblicke hörte ich das Zuschlagen ihrer Zimmerthür. Das Räthsel ihres Benehmens zu mir war gelöst, sie liebte mich nur als ihren Bruder, muthmaßte meine Gefühle und um mir keinen unnöthigen Schmerz zu verursachen, ging sie mir absichtlich aus dem Wege.

Mit schwerem Herzen trat ich meine Reise an; die Enttäuschung, welche ich mit mir nahm, war eine bittere, so sehr ich auch in kühleren Stunden das Betragen des Mädchens vollkommen billigen mußte.

Von Berlin aus schrieb ich ihr, öffnete ihr mein ganzes Herz, sagte ihr aber zugleich, daß ich ihre Handlungsweise vollkommen verstehe; auf eine Antwort wartete ich lange vergebens und erst geraume Zeit nachher erfuhr ich, daß sie mein Schreiben nie erhalten hatte.

Es ist durchaus nicht meine Absicht einen Liebesroman zu schreiben und doch sind alle diese anscheinend so unbedeutenden Vorfälle der Eingang zu jenem schrecklichen Ereignisse, das ich erzählen will.

Wie bemerkt, ich besuchte Europa. Was ich da gesehen, sahen viele Andere vor mir und haben es in Tausenden von Büchern niedergeschrieben. Meine Gedanken schweiften wo anders. Der dreijährige Aufenthalt daselbst war nur ein Zeitraum der innigsten Sehnsucht nach meiner Heimath; meine heiße Liebe zu der Gespielin meiner Jugend blieb unverändert u. war der Schutzgeist meiner Seele. Lily war mir der Spiegel, in dem ich nur das Idol des Guten sah, und die Hoffnung, daß sich ihre schwesterliche Liebe in eine wärmere Empfindung umwandeln werde, leitete alle meine Schritte. Ich mischte mich in die Gesellschaften verschiedener Länder, aber weder die dunkeln Augen der Töchter Italiens, noch die Grazien Frankreichs konnten auf mich einen Eindruck machen; im Gegentheil zeigten sie mir die Gefährtin meiner Kindheit erst in ihrem vollen, reinen Glanze, und ich wandte mich oft mißmuthig von meiner Umgebung ab, um meinen Gedanken ungestört die eigene Richtung zu lassen.

Endlich waren die zu meiner Reihe bestimmten drei Jahre vorüber, sie waren zwar auf bleiernen Fittigen hingeflogen, aber sie waren doch zu Ende, und mit klopfendem Herzen trat ich die Rückreise an. In New York wartete ich einen Tag, damit der meine Ankunft meldende Brief eher in meiner Heimath eintreffen möchte. Es war ein herrlicher Maimorgen, als ich mich dem väterlichen Hause näherte. Ein Wagen wurde mir nach dem nächsten Orte entgegengeschickt und der alte Knecht hatte Noth, meinem Treiben zur Eile, um so bald als möglich meine Lieben zu sehen, genug zu thun.

Alles war zu meinem Empfange vorbereitet, überall sah ich Zeichen der Liebe und Zuneigung, selbst die Natur schien in die allgemeine Freude des Wiedersehens einzustimmen — das grüne Gras, die prächtigen Blumen, das Singen und Zwitschern der Vögel — allenthalben glaubte ich bewillkommt zu sein. O Zauber der Welt! Ich sprang aus dem Wagen; jetzt folgte die stille Umarmung meines Vaters, worin mehr Ausdruck als in Tausenden von Worten lag, dann der zärtliche Gruß der Mutter, die über meine glückliche Zurückkunft Freudenthränen weinte. Inzwischen suchten meine Augen nach einer dritten Person. Lily kam hinter der Mutter hervor, lieblicher, wie ich mir sie je hatte träumen lassen; sie grüßte mich zwar zurückhaltend, aber in ihren Augen glaubte ich etwas zu lesen, das meine Brust vor Wonne zu sprengen drohte. Ich war überglücklich, lachte, lief von einem zum andern, sprach ohne Zusammenhang und Sinn in der größten Aufregung.

Endlich trennten wir uns, das heißt Lily verließ das Zimmer und ich setzte mich zu meinen Eltern, um eine ruhige Unterhaltung anzuknüpfen. Wie erinnere ich mich dieser Scene! Wir besprachen die Veränderungen in meiner Heimath, die sich während meiner Abwesenheit ereigneten, als mein Vater im Laufe der Rede mit einem bezeichnenden Lächeln bemerkte: „Jetzt, mein Sohn, mußt du allen Ernstes beginnen, für dich selbst zu sorgen. Sieh dich nach einem braven Mädchen um, ich wünsche bald eine Schwiegertochter an mein Herz zu drücken, denn Lily wird uns jedenfalls bald verlassen."

Ich war wie vom Blitz getroffen. Ich fühlte eine plötzliche Last auf meiner Brust, unter der ich innerlich zu brechen glaubte; mit einem wirklichen Gefühle von Furcht sah ich abwechselnd auf die Gesichter meiner Eltern, bis ich endlich halb stammelnd fragte, was mein Vater mit seiner Andeutung über Lily meine.

„Hat dir also der kleine Schelm nichts geschrieben?" war die Antwort des Ersteren. „Sie war in Richmond letzten Winter, machte dort die Bekanntschaft eines eleganten Dr. Allen, und ich glaube, der Name gefällt ihr eben so gut als der Mann selbst; zwar meine ich, sie thut recht und lasse ihr ihren Willen, dennoch werden wir sie ungern missen. Ich dachte einmal, es solle anders werden, aber wer kann für der Menschen Geschmack. Nun gute Nacht, mein Sohn, mir ist's lieb, daß du wieder einmal zu Hause bist;" und der alte Herr stand auf, nahm das brennende Licht vom Tische und verließ das Zimmer.

Ich weiß nicht wie lange ich da saß, mein Gesicht an die Brust meiner Mutter gedrückt; meine süßesten Träume waren zu Ende, alle meine Hoffnungen vernichtet. Es wurde kein Wort gesprochen, meine Mutter sah in mein Herz, kannte meine Liebe; ich fühlte ihre weiche Hand an meiner Wange und ihre Lippen an meiner Stirne.

„Mein armer Will!" war Alles was sie hervorbringen konnte. Endlich stand ich auf, ging in mein Schlafzimmer und legte mich zu Bette.

Ich hatte noch keine solche Nacht gehabt. Mein Herz war gebrochen, mein Denkungsvermögen verwirrt, ich klagte und verwünschte meine Geburt. Was war das Dunkel der Nacht gegen die Finsterniß meiner Seele!

Stunden vergingen, ich war geistig und körperlich vollkommen erschöpft,—ich verfiel in einen eigenthümlichen Schlaf, so tief, daß ich unbewußt des Athmens war, aber merkwürdigerweise unterschied und bemerkte ich dabei jeden Gegenstand in meiner Umgebung. Meine Augen waren geschlossen, aber ich fühlte den Druck der Finsterniß an meinen Augenlidern. Mein Herz schien aufgehört haben zu schlagen. Eine unnennbare Angst bemächtigte sich meiner, und so furchtbar ward mit der Zeit dieser Zustand, daß ich mich mit aller Kraft bemühte, aus diesem fremdartigen Schlafe aufzuwachen; aber es lag eine Schwere auf mir wie ein Alp, und ich war nicht im Stande mich zu rühren. So lag ich machtlos da, bis es um mich heller zu werden begann; ich hörte Joseph, unsern alten Diener eintreten, ich hörte ihn zu meinen Füßen gehen, und ich bemerkte, wie er sich wunderte, mich in voller Kleidung, mit welcher ich mich auf's Bett geworfen hatte, hier liegen zu sehen.

Er ging im Zimmer hin und her, schien nicht zu wissen, ob er mich wecken sollte, kam wieder zum Bette und rief mich laut an. Ich sehnte mich darnach, daß er mich berühre, mich aus diesem Zustande reiße. Ich bewegte mich nicht, ich konnte mit aller meiner Gewalt und Anstrengung keinen Finger rühren; er ergriff meine Hand, sie war gegen die seinige eiskalt. Er stürzte mit einem Ruf des Schreckens aus dem Zimmer. Plötzlich ging eine furchtbare Gewißheit vor mir auf; ich war lebendig todt, scheintodt! Was hätte ich jetzt nicht darum gegeben, ein Glied bewegen zu können; — aber unmöglich! ich fühlte, ich war eine lebendige Seele und ein todter Körper. Meine Hände waren über der Brust gefaltet und zeigten gleichsam die Leere darin an. Ich fühlte den ruhigen Ausdruck meiner Gesichtszüge. Mein Leib schien nicht mehr ein Theil meiner selbst zu sein u. meine Seele war ruhig in ihrer todten Schaale.

Ich hörte plötzlich den schrecklichen Schrei meiner Mutter, die Seufzer meines Vaters—auch einen andern Ton vernahm das Ohr meiner Seele, ich glaubte, dieser Laut käme von einem gebrochenen Herzen. Innerlich erschien ich mir selbst wie eine Masse von Gefühl, und jeder Eindruck vibrirte schmerzlich durch die gespannten Saiten meines ganzen Baues, berührte jeden Nerv und erzeugte ein furchtbares Weh in meiner Seele. Ich merkte die ganze Verwirrung im Hause und hörte deutlich, wie man nach dem Arzte und dem Geistlichen gesendet hatte. Alle vom Hause versammelten sich um mein Bett und ich konnte das Schluchzen eines Jeden genau unterscheiden. Mein Geist zitterte in seiner leblosen Hülle bei dem Jammern der Mutter über meinen plötzlichen Tod.

Der Arzt erschien, öffnete meine Augen und noch einmal konnte ich deutlich die Züge Aller sehen, die ich so sehr liebte; er befühlte mich, griff meinen Puls, — ich hörte in traurigem Tone seinen Ausspruch: „Armer Will, Alles vorbei!" — Ich fühlte, wie meine Mutter leblos neben mir zusammenstürzte, hörte jeden Ausdruck des tiefsten Schmerzes aus dem Munde meines Vaters — ich hörte, ich fühlte Alles.

Man legte mich auf ein anderes Bett, brachte meine Glieder in die Lage eines Todten, die Fenster wurden geöffnet, um — wie ich zitternd dachte, das frühe Beginnen der Verwesung zu verhindern, und mit vielen Kundgebungen des tiefsten Beileids ließ man mich allein, — allein mit meinem todten Körper — die kühle Luft wehte über mich und das helle Licht der Sonne drang ein und beleuchtete meine Leiden und schien derselben zu spotten.

Auch erinnere ich mich, daß sich eine Taube in das offene Fenster setzte, und ihre traurigen Töne brachten mich beinahe zum Wahnsinn. Sie wurde von Außen weggetrieben, erschien jedoch wieder und setzte ihr melancholisches Girren fort. — Und jetzt schweiften meine Gedanken jenseits des Grabes, worin ich mich bald befinden sollte, denn ich hatte wenig Hoffnung, davon erlöst zu werden. Es war eine solche Muthlosigkeit in meinem ganzen Körper, daß ich beinahe versucht war zu glauben, ich sei wirklich todt. Das Bewußtsein, so plötzlich in die Ewigkeit einzutreten, vermehrte meine Qualen. Meine ganze Vergangenheit passirte vor den Augen meiner Seele, und Gott! wie sündhaft erschien mir da mein ganzer Lebenswandel. Ich fand keine einzige gute That, mit der ich mich hätte trösten können. Ich haßte mich beinahe selbst.

Diese und andere Gedanken füllten meine Phantasie, als ich hörte, wie die Thür aufging; meine Mutter stand an meiner Seite. Ich vernahm ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre weiche Hand fuhr über meine Stirn und sie jammerte: „Mein Kind! mein armer Willi! ist es möglich? Bist du wirklich todt?" So jammerte sie weiter, bis sie von meiner Seite weggebracht ward. Und ich mußte mit vollem Bewußtsein alle diese Klagen anhören, ohne im Stande zu sein, auch nur mit einem Finger zu zucken.

Wieder öffnete sich die Thür, ich hörte schwere Tritte, fremde Stimmen. Die Länge und Breite meines Körpers wurde gemessen, und die Leute besprachen sich über meinen Tod und die große Feierlichkeit meines morgigen Begräbnisses.

Während des langen Tages kamen viele Freunde und Bekannte; mein armer Vater brachte viele Stunden klagend an meiner Seite zu. Jetzt hörte ich leise Tritte, ich wußte, es war Lily. Sie kam allein. Ich fühlte ihre Hand auf der meinigen, hörte ihr Schluchzen; o, diese Töne konnten nur von einem gebrochenen Herzen kommen.

„O theurer Will!" jammerte sie, „könntest du nur ein Wort zu mir sprechen, mir nur sagen, daß du sterbend mir vergeben hast. Könntest du mich doch jetzt hören, wie ich dich liebte; o Gott, gib mir Kraft, diesen Schlag zu überleben!" Ich fühlte den Druck ihrer Hand, ihre Lippen an meiner Stirn, aber ihr Schmerz verdoppelte wenn möglich mein Leiden, ich sehnte mich, sie an meine Brust zu ziehen; ich hoffte mein Wille, das brennende Gefühl in mir müsse das Schlagen meines Herzens erneuern, aber Alles blieb still in meinem Körper und meine Hände lagen ruhig gefaltet über meiner Brust wie vorher. Jetzt war ich sicher, daß ich hinabsteigen mußte in's dunkle Grab, den einzigen unerfüllten Wunsch mit mir nehmend. Ich hätte nur die leiseste Bewegung machen dürfen, um ihn erfüllt zu sehen, aber diese lag eben gänzlich aus dem Bereiche meiner Macht. O Lily! Warum kam sie hierher und marterte mich noch mehr mit unnöthigen Hoffnungen — warum leitete sie meine Gedanken ab von der Ewigkeit? Ich versuchte mich mit dem Wiedersehen im ewigen Leben zu trösten, aber meine Seele konnte sich von dem gebrochenen Herzen zu meiner Seite nicht entfernen.

Da wurde es nach und nach dunkler, ich wußte die Sonne ging unter und die schreckliche lange Nacht für einen lebendigen Todten nahte heran. Was empfand ich Alles in dieser Nacht! — —

Ein neuer Morgen war angebrochen, heute sollte mein Begräbniß stattfinden. Mit einem entsetzlichen Interesse folgte ich den dazu nöthigen Vorbereitungen. Ich wußte, die Zeit rückte heran. Leute brachten etwas in das Zimmer und setzten es neben meinem Bette nieder — es war mein Sarg.

Ich wurde weiß und rein gekleidet und unter Klagen und Thränen hineingelegt. Jetzt hob man den Sarg in die Höhe und trug ihn in das Empfangszimmer. Ich hörte die Gebete des Geistlichen für meine Seele. Da hob Jemand das Leichentuch von meinem Gesichte, damit mich die Anwesenden noch einmal sehen möchten, — ich wußte, daß die Augen Aller, die ich so zärtlich liebte, auf mich zum letzten Male herabblickten, ich fühlte einige Tropfen auf mein Gesicht fallen, die Thränen der Theuern, die ich auf immer verlassen sollte; die gräßliche Angst, lebendig begraben zu werden, gab meiner Seele übernatürliche Kraft, ich strengte mich an, die Augen zu öffnen, und — Gott! es gelang.

Ich habe eine dunkle Erinnerung von Rufen des Schreckens, der Freude, einer großen Verwirrung und nun wurde ich besinnungslos.

Beim Wiedererwachen befand ich mich auf meinem Bette, Vater, Mutter und Lily angstvoll über mich gebeugt. Ihr Blick zeigte mir, was sie gelitten hatten.

Mehrere Wochen mußte ich auf dem Krankenlager zubringen, aber diese Zeit war für mich eine selige. Lily pflegte mich mit der zärtlichsten Liebe und ich erinnere mich noch genau jenes Tages, an welchem ich zum ersten Male wieder aufrecht sitzen konnte, wie Lily erröthete, als ich ihrer Worte in der Todesscene in demselben Zimmer Erwähnung that. Ich fragte, ob sie ihre Worte zur That machen und meine Gefährtin für's ganze Leben werden wolle, — statt jeder Antwort nahm sie die Bibel meiner Mutter, schlug eine Seite auf und zeigte mit der Nadel auf eine Stelle, wo ich las: „Wo du hingehst, will ich gehen, wo du wohnst, will ich wohnen, dein Volk soll mein Volk sein und dein Gott mein Gott sein!"

Dies war unsere Verlobung. Die Hochzeit fand nach meiner vollständigen Genesung statt und Seite bei Seite haben wir bis jetzt treu auf dem Lebenspfade gewandelt. Auch ist jene kleine Dame mit dem schwarzen Kleide und der weißen Spitzenhaube in meinen Augen noch immer so liebenswürdig, wie Lily es vor vielen, vielen Jahren in ihrer Jugendschönheit war.

Schweigen der Frauen. Ein Engländer bestimmte in seinem Testamente 1000 Pfund für das erste unglückliche Frauenzimmer, das „schweigend" ihr Schicksal trägt. Eine Stumme erhielt den Preis.

Auswärtige Agenten dieses Blattes sind folgende Herren:

Capt. Gustav Korn, No. 107 N. Clark Str.	Chicago, Jlls
G. Wm. Bader	Port Clinton, O
Carl L. Thomas	Cairo, Jll
Fred. Seeman	Oregon, Mo
Conrad Wiederhold	Saline Coal Mines, Jll
Ferdinand Rohde	Dexter, Jowa
Chas. Kramer	New Albany, Jnd
Chas. D. Hoffmann	O'Fallon Depot, Jll
Fred. Tilg	Mascoutah, Jll
J. Herrod	Slate Cut, Jnd
John Vogt	Central City, Jll
John Balser	Lafayette, Jnd
Wm. Wachs	Evansville, Jnd
Chas. Surmann, P. M.	Santa Claus, Jnd
C. H. Mohr	Wilmington, N. C
John Staudt	Seymour, Jnd
A. Woebelin	Carandolet, Mo
M. Reinmann	Indianapolis
Charles Argus	Madison, Jnd
Wm. von Almen	Olney, Jll
Fred. Miller, jr	Vincennes, Jnd
Jos. B. Kappler	Clarksville, Tenn
Bruno Großcurth	Henryville, Otisco rc
Berger	Charleston, Jnd
John Dorn, Friedensrichter	Cannelton, Jnd
J. Kramer	Tell City, Jnd
Chas Lautenburger	Dover, Ky
S. Salm	Troy, Jnd
Ph Eigenmann	Rockport, Jnd
Carl Zuckriegel	Owensboro, Ky
Adam Spieth	Jeffersonville, Jnd
L. Richter	Golconda, Jll
W. Bierschenk	Henderson, Ky
W. L. Stretter	Mt. Vernon, Jnd
Adam Henneberger	Paducah, Ky
H. Appenfield	Princeton, Jnd
Rev. F. H. W. Schmidt	Metropolis, Jll
Ch. Horn	Duquoin, Jll
Henry Ruth	Sommerfield, Jll
Christ. Nix, Pastor	Haysville, Jnd
Caspar Schaefer	Bedford, Jnd
Ed. John	Terrehaute, Jnd
Geo. Schubmann	Vandalia, Jll
Robt. Schefer	Petersburg, Va
Fried. Schaeuffele	Michigan City, Jnd
Zacharias Klein	New Boston, Jnd
H. A. Schröer	Dubbletown, Jnd
Frank Leonhard	Tremon, Jll
Julius Polenz, 2109 Congreß Str.	St. Louis, Mo.
Conrad Seelbach	Rockford, Jnd
Henry C. Stoll	Mokena, Jll